Leben des blinden Franz Adolf Sachse

von ihm selbst diktirt und bearbeitet von August Wichmann.

Zweiter Theil.

Gera und Leipzig 1801.
gedruckt auf eigne Kosten
(in Kommission bei Wilhelm Heinsius.)

Erster Brief.

So sehr es mich schmerzt, lieber Theodor, daß eine mündliche Unterhaltung zwischen uns beiden nicht mehr Statt finden kann, so freut es mich doch, in Ihrem lieben Briefe den Beweis zu finden, daß meiner Plaudereien nicht ohne wirkliches Interesse für Sie gewesen sind, und ich eile daher Ihre lezten unerörtert gebliebenen Fragen nach meiner Ueberzeugung zu beantworten.

Sie wünschten zu wissen, welchen unter den fünf Sinnen, mit denen die Natur den Menschen ausstattete, ich für den

vorzüglichsten, für den unentbehrlichsten hielte, und ich blieb Ihnen die Erklärung über diesen Punkt schuldig, weil ich mich in dem Augenblicke der Frage schon für den Sinn des Gesichts entschieden fühlte, ohne noch außer der Menge drückender Empfindungen welche mir selbst die Blindheit verursacht, einen triftigen Grund für meine Ueberzeugung in Bereitschaft zu haben. — Jezt hingegen, nachdem ich einige Zeit über den Gegenstand Ihrer Frage nachzudenken, und die nöthigen Vergleichungen anzustellen Gelegenheit gehabt habe, wage ich es mit einiger Zuversicht, Ihnen meine Meinung zur Beurtheilung vorzulegen.

Die Vortheile, welche der Mensch aus der uneingeschränkten Brauchbarkeit seiner verschiedenen Organe zieht, sind zu allgemein bekannt, als daß Sie von mir eine Schilderung derselben verlangen werden; und ich nehme also, um ihren Werth verhältnißmäßig zu bestimmen, einzig und al-

lein Rükſicht auf den mannichfaltigen Schaden, der aus ihrem Verluſt zu entſtehen vermag.

Unter allen ſinnlichen Eindrücken, welche die Empfindungswerkzeuge des Körpers unſerer Seele mittheilen, ſcheint mir der Geruch am wenigſten für das Wohl oder Weh unſerer Exiſtenz zu entſcheiden. Denn ſein Daſein iſt zwar im Stande uns manchen Genuß zu verſchaffen; aber, ungerechnet daß wir in vielen Verhältniſſen unſere Geruchsnerven minder empfindlich wünſchen, und ſie vorſäzlich zu betäuben ſuchen, ſo ſcheint mir der völlige Mangel dieſes Sinnes ganz und gar keinen Einfluß auf die körperliche oder geiſtige Werkthätigkeit des Menſchen zu haben, man müßte denn die wenigen Profeßioniſten ausnehmen, welche die Brauchbarkeit ihres Materials ſowohl als ihres Fabrikats, durch den Geruch zu beſtimmen genöthigt ſind.

Was den Geschmak anlangt, so würde zwar, meines Erachtens, jedes thierisch-organisirte Wesen nicht allein einen ausnehmend großen Theil seines Lebensgenusses bei dem völligen Mangel desselben entbehren, sondern über dieses noch der größten Gefahr darin ausgesezt sein, daß es die Wahl seiner Nahrungsmittel nicht bestimmen, und also das Nüzliche leicht mit dem Schädlichen verwechseln könnte. Aber auch die kaum mögliche absolute Unempfindlichkeit der Geschmaksnerven, von der es meines Wissens keine Beispiele giebt, würde dem Menschen meiner Meinung nach, eben so wie der gänzliche Mangel des Geruchs, nur in der Ausübung dieses oder jenen einzelnen Gewerbes, wozu freilich auch die unentbehrliche Kochkunst gehört, hinderlich sein; ohne ihm im Allgemeinen bei seiner übrigen geistigen oder körperlichen Ausbildung, bürgerlichen Nüzlichkeit u. s. w. im geringsten hinderlich zu fallen.

Ich übergehe den allgemeinen Mangel des Gefühls, als ein im besonnenen Zustande des Menschen undenkbares Phänomen, und schreite zu der Betrachtung des Gehörs, dessen Verlust dem Menschen schon einen äußerst großen Theil seiner Selbstständigkeit raubt, und ihn in Rüksicht der Mittheilung auf die schreklichste Weise hindert.

Da ein beträchtlicher Unterschied zwischen dem Zustande des Taubgebornen, und aus dieser Ursache Taubstummen, und dem Zustande des späterhin Taubgewordenen statt findet, so werde ich auch beide in meiner Betrachtung von einander trennen.

Der Taubstumme ist ohne allen Zweifel unter allen menschlichen Wesen, denen es an diesem oder jenem Sinne gebricht, der allerunglüklichste. Ein bloßer Naturtrieb leitet ihn bei den meisten seiner Handlungen und jahrelange Mühe reicht kaum hin, um ihm einige immer noch unvollkom-

mene Begriffe von Pflicht und Recht bei- zubringen. — Er findet auch bei dem sorgfältigsten Unterrichte die auffallendste Schwierigkeit sich durch Lesen zu belehren, weil es, wie natürlich, eine fast unbegreifliche Anstrengung erfordert, um ohne die mindeste Kenntniß der Tonsprache, mit den abwechselnden Zusammensetzungen einiger wenigen Schriftzeichen, die Erinnerung an eine unendliche Verschiedenheit von Gegenständen, Beschaffenheiten, Handlungen u. s. w. zu verbinden. — Da ihn hingegen, bei sonst gesunder Fassungskraft, nichts hindert, durch den Augenschein unterrichtet, jede beliebige mechanische Arbeit nachzuahmen; so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Taubstumme, nicht mit leichter Mühe für die übrige menschliche Gesellschaft nuzbar, und seinen Unterhalt zu verdienen fähig gemacht werden könne; wenn er selbst gleich in Rüksicht der Ausbildung seines Geistes,

was abstraktere Begriffe anlangt, meistens zu ewiger Kindheit verurtheilt bleibt.

Weit weniger unglüklich ist der in reiferen Jahren Taubgewordene. — Freilich entbehrt er fast alle Freuden des geselligen Lebens, den Anblik derer ausgenommen, die seinem Herzen theuer sind; aber er kann dagegen mit leichter Mühe ein glüklicher Einsiedler werden. — Durch mündlichen Unterricht in frühern Jahren im Lesen und Schreiben unterrichtet, bedarf er keines sprechenden Lehrers, sobald ihm ein Buch oder eine Handschrift die nöthige Aufklärung über diesen oder jenen Gegenstand zu geben im Stande sind. Wo die schriftliche Belehrung nicht hinreicht, da thut der Augenschein das seinige, und was durch diesen noch nicht deutlich wird, versinnlicht ihm die Geberdensprache. — Kurz der Taube besizt immer noch hinreichende Hülfsmittel, um es in jeder Kunst oder Wissenschaft, die es nicht blos mit dem Gehör zu thun

hat, wie die Musik, auf den seinen Geisteskräften angemessenen höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen. — Er bedarf keiner fremden Hülfe um sein Hauswesen in Ordnung zu halten, er geht unabhängig von fremder Gefälligkeit wohin es ihm beliebt, freut sich seines Lebens im Anblik der schönen Natur, und kann aus eigner Macht sich selbst und Andere vor dem Unglük beschützen, das er herannahen sieht. —

Gewiß sehr unglüklich, aber doch in einem weit geringeren Grade als der Taubstumme, ist der Blindgeborne, der eben wie jener, einen großen Theil von Begriffen völlig entbehrt, die sich nur allein durch den Sinn des Gesichts erlangen lassen. — Für den Blindgebornen sind alle körperlichen Arbeiten mit den gröſten Schwierigkeiten verknüpft, und eine unwiderstehliche Furchtsamkeit verläßt ihn in keinem Augenblicke seines hülflosen Daseins; allein

sein Geist ist fesselfrei. Da die Eindrücke äußerer Gegenstände auf des blindgebornen Kindes Seele viel weniger als bei sehenden Kindern sind, so haftet seine Aufmerksamkeit desto länger auf diesen Gegenständen; das blindgeborne Kind hat bei gleichen Jahren weniger Begriffe als das sehende, aber die wenigen Begriffe des erstern sind bestimmter, wenn sie gleich nur einseitig sind. Der Mangel des Gesichts, als eines völlig unbekannten Gutes, macht den Blindgebornen nicht sehr traurig; seine Gemüthsruhe wird fast nie durch heftige Leidenschaften erschüttert, er verlebt seine nächtlichen Tage in einer Einfachheit, die ihm nicht lästig ist, weil er von seiner frühsten Kindheit an nichts anders kennen lernte. Seine übrigen Sinne verschärfen sich auf eine fast unbegreifliche Weise, und in vielen Fällen ersezt ihm der Sinn des Gefühls in hohem Grade, den fehlenden Sinn des Gesichts.

Ganz anders, und viel drückender ist die Lage des später Blindgewordenen, dessen Nerven einer solchen Empfindlichkeit nicht mehr fähig sind; der aus seiner Laufbahn mit Gewalt herausgerissen, in den Aeußerungen seiner Thätigkeit mit einemmale gehemmt, fast allem entsagen muß woran sein Herz seit langen Jahren hing. —

Wenn Greise schon durch den Verlust des Tageslichts unendlich viel leiden, so grenzt das Gefühl der hofnungslosen Blindheit bei dem Manne oder dem Weibe, die in der Blüte ihrer Jahre das Gesicht verloren, um so mehr ans Unerträgliche, je größere Thätigkeit ihr Geist besizt, je heißeres Blut durch ihre Adern strömt. — Tagelanger fürchterlichen langen Weile preiß gegeben; seufzend unter der Last einer mehr als kindischen Unbeholfenheit; sklavisch abhängig von fremder Gefälligkeit; unaufhörlich gequält von einer endlosen Reihe unbefriedigter Wünsche; hingerissen von der

marternden Erinnerung an ein auf ewig verlorenes Glük verlebt der Blindgewordne den unwandelbar einförmigen Rest seiner Lebenszeit. — Die Kraft seines Geistes ermattet unter dem Druk des Unglüks. Der Verzweiflung, die ihn eine Zeit lang quälte, folgt eine kalte Unempfindlichkeit. Ergebung tritt an die Stelle peinlicher Ungeduld. Er lächelt zulezt bei dem Gedanken an sein namenloses Elend; — aber dieses Lächeln, guter Theodor? dieses Lächeln! — Wer möchte seinem Todfeind dieses Lächeln wünschen?

Nein, Theodor, der Blindgewordene ist von allen der Unglüklichste, den mitgerechnet, dem schändliche Grausamkeit das Werkzeug der Sprache raubte! — Ich fühle das noch mehr, als ich es sagen kann. Denn welche Worte beschreiben nur das einzige Gefühl das mich durchbebt, wenn einer meiner Freunde mich spazieren führt, und nun mit einmal, von dem Anblik einer

schönen Gegend hingerissen, jauchzend stehen bleibt! „Ach wenn du sehen könntest!" ruft er aus, „wie dort die Sonne hinter jenen Bergen untergeht! Wie Feld und Wald im goldnen Schimmer glänzen!" — Ich stehe zitternd; sage keine Silbe; der Führer sieht mich an; sieht eine Thräne über meine Wange rollen. „Armer Mann!" sagt er, und drükt mir die Hand. „Armer! Armer Mann!" wiederhole ich seufzend, und wir gehen nach Hause.

Mein Schreiber hat nicht länger Zeit, guter Theodor, und ohne ihn kann ich armer Blinder nicht mit Ihnen sprechen, also für heute

Adieu.

Zweiter Brief.

Sie sagen, meine Schilderung von dem Zustand des Blindgewordenen sei übertrieben, und es gebe auch für ihn Mittel in Menge, um sich seine Existenz nicht allein erträglich, sondern sogar gewissermaßen angenehm zu machen. — Ich gestehe Ihnen gern, daß Sie, was das leztere anlangt, vollkommen Recht haben mögen, sobald von einem Blinden die Rede ist, dem seine Vermögens-Umstände ein unabhängiges Leben verstatten; der ein Paar Menschen besolden kann, die nichts weiter zu thun haben, als auf jeden seiner Wünsche bereit

zu stehen, um ihn jezt dahin oder dorthin zu führen; ihm dieses oder jenes herbei zu suchen und in die Hand zu geben, oder aus der Hand zu nehmen und wegzulegen; die sobald er es verlangt ihm vorlesen, oder dasjenige niederschreiben müssen, was ihm einfällt diktiren zu wollen. — Ein solcher müßte freilich sehr unbillig sein, wenn er sich für ganz unglüklich halten wollte, da ihm, troz seines Verlustes, gewiß noch unendlich viel Lebensgenuß übrig bleibt. Was hingegen den ärmeren Blinden betrifft, so haben Sie sich wohl seine Lage noch nicht deutlich genug gedacht, weil Sie so geradehin gegen meine Ueberzeugung absprechen.

Die einfache Schilderung eines merkwürdigen Tages aus den ersten Jahren meiner Blindheit, soll das einzige sein, was ich Ihrer Behauptung entgegen stelle.

Es war um Neujahr, ich hatte seit wenig Tagen eine neue Wohnung bezogen, und mußte zu meinem Verdruß gleich an-

fangs bemerken, daß die Frau, welche mich bedienen sollte, im Vertrauen auf meine Blindheit, keine Gelegenheit versäumte, wo sie mich betrügen oder bestehlen konnte. — Eines Tages, als ich beim Ankleiden einen Theil des Geldes vermißte, von dem ich gewiß überzeugt war, daß es noch gestern in meiner Tasche gestekt hatte, ging mir die Geduld aus, und ich wagte es, mich laut über die vielen Unredlichkeiten zu beschweren, durch welche man mich seit einiger Zeit beeinträchtigt hatte. — Hier hätten Sie hören sollen, mit welchem Strom von Worten das Weib über mich herfiel, wie sie mich zwei Stunden lang durch unablässiges Belfern fast zu Tode ärgerte, während ich geduldig zuhören mußte, weil Niemand vorhanden war, der mich von dieser redseligen Furie hätte erlösen können. Ich war äußerst froh als endlich der junge Mensch kam, welcher in seinen Nebenstunden einen Theil meiner Schreibereien zu

besorgen, oder mich beim Ausgehen zu führen pflegte. — Er sollte mich diesmal zu einem Freunde begleiten, von welchem ich zu Tische eingeladen war, und brachte mich wie gewöhnlich bis an die Hausthüre, wo ich ihn nach Tische sich wieder einfinden hieß, weil mich in einem bekannten Hause Niemand zu führen braucht. — Ich tappte getrost die Treppe hinauf, und glaubte vor aller Noth gesichert zu sein, nachdem ich die Saalthüre im Rücken hatte; fand aber zu meinem Unglük das ganze Hauspersonal durch die unvermuthete Ankunft einiger Fremden dergestalt mit Einrichtungen, Bekomplimentiren u. s. w. beschäftigt, daß ich weder Theil an der Gesellschaft zu nehmen, noch auch wieder nach Hause geführt zu werden hoffen durfte, so sehr ich auch gleich in den ersten Augenblicken meine Ueberflüßigkeit fühlte. Meine Lage während des Mittags-Essens war äußerst drückend; denn außerdem daß sich Niemand mit mir

abzugeben Zeit hatte, so merkte ich an allen Umständen, wie lästig meine Gegenwart der Hausfrau fiel, die für ihre Verwandten freilich mehr Interesse als für mich haben mußte. — Ich dankte dem Himmel, als mein Führer sich meldete, und eilte nach Hause, fand aber den Vorsaal verschlossen, und mußte weil es draußen schneite und stürmte, einstweilen bei dem Kupferschmidt einkehren, welcher das untere Stockwerk des Hauses bewohnte. — Das Pochen und Hämmern macht auf jeden Blinden einen fast unerträglich widrigen Eindruk, kein Wunder also, wenn ich nach einer Stunde fast sinnlos in dem Winkel saß, wohin ich meine Zuflucht genommen hatte. — Ich vermuthete, daß meine Aufwärterin nach Hause gekommen sein mußte, und stieg die Treppen abermals hinauf, fand aber den Vorsaal noch immer verschlossen und sah mich genöthigt in die Werkstatt wieder zurükzukehren, wo mich die Nähe

des Feuers wenigstens vor dem Einfluß der Kälte schüzte.

Der Nachmittag verging mir hier unter der drückendsten langen Weile, und als der Abend endlich gekommen war, glaubte ich eine halbe Ewigkeit im leeren Raume verlebt zu haben. Man sagte mir endlich, daß Licht im obern Stokwerk zu sehen sei, und ich ging sogleich auf meine Stube, in welcher ich die Aufwärterin beschäftigt fand, die sich aber sogleich entfernte, ohne mich zu grüssen, oder sich wegen des langen Verschließens meiner Wohnung im mindesten zu entschuldigen.

Ich war hungrig geworden, und rief ihr nach, daß sie mir Brod und Butter von meinem Vorrath heraus geben sollte; sie antwortete mir aber nicht, und ich ging voll Aerger an das Fenster, um mich dort nach meiner Gewohnheit niederzusetzen, fiel aber der Länge lang auf den Boden, weil in meiner Abwesenheit der Stuhl, welcher

dort zu stehen pflegte, von seiner Stelle gerükt worden war.

Was mein wiederholtes Rufen nicht vermocht hatte, that das Gepolter meines Falles; — die Aufwärterin kam keifend herein, und fragte mich zum Trost für eine Beule, die ich mir am Kopf geschlagen hatte, ob ich das Haus einreißen wollte, weil sie nicht gleich zur Hand gewesen sei. Sie stellte zugleich den frisch gefüllten Wasserkrug auf den Tisch, und brachte mir ein Stük trockenes Brod, weil die Mäuse schon wieder meine Butter gefressen hatten, worauf sie wieder ihrer Wege ging. — Ich schob einen Stuhl an den Tisch und sezte mich nieder um mein trokkenes Brod in Ruhe zu verzehren, aber kaum hatte ich einige Brocken davon hinunter geschlukt, als mir ein Stükchen aus der Hand auf den Boden fiel. Ich bükte mich um es wieder aufzuheben, verlor aber das Gleichgewicht, und suchte mich an

den Tisch zu halten, um eine zweite Beule zu vermeiden, der Wasserkrug kam darüber zum Schwanken, stürzte über meinen Kopf herunter und zerbrach in tausend Stücke, während mir sein kalter Inhalt den Rücken hinunter floß.

Triefend und erschrocken sprang ich auf, und konnte erst nach einer guten Weile wieder zur Besinnung kommen. — Ich beschloß mich umzukleiden, vorher aber frisches Holz in den Ofen zu legen, damit das Feuer nicht ausgehen möchte. An allen Gliedern zitternd öffnete ich die Ofenthüre, und griff, als ich behutsam untersuchen wollte in welcher Gegend die glühendsten Kohlen lägen, bis an das Handgelenk in einen Topf voll siedend heißen Wassers, den man in meiner Abwesenheit ans Feuer gestellt hatte, ohne mir ein Wort davon zu sagen. Ich schrie um Hülfe, aber Niemand hörte mich, meine Aufwärterin war schon wieder ausgegangen, und ich fand mich im

Vorsaal eingeschlossen. — Da stand ich nun halb verbrannt und halb erfroren, blind, hülflos und verlassen. — Ich verband die verlezte Hand, so gut sichs thun ließ, kleidete mich aus, und legte mich zu Bette. Ein starker Fieberfrost überfiel mich, und ich schlief die ganze Nacht hindurch nicht einen Augenblik.

Ich möchte fast wetten, lieber Theodor, Sie lächeln, Ihrer Freundschaft für mich, und Ihrem guten Herzen zum Troz, über diese Reihe von Abenteuern; aber die Wirkung, welche sie bei mir hervorbrachten, war keinesweges lächerlich. — Schrek, Schmerzen, Fieber, und der fürchterliche Gedanke an meine Hülflosigkeit preßten mein Herz auf die schreklichste Weise; und hätte mich nicht die Religion zurükgehalten, so würde ich in jener Nacht zum Selbstmörder geworden sein.

Rechnen Sie zu dem was sich aus meiner Erzählung folgern läßt, daß der ärmere

Blinde meistens von der Wohlthätigkeit anderer Menschen leben muß. Ziehen Sie in Erwägung, wie wenige Menschen die Kunst verstehen, so zu geben, daß die Gabe den Empfänger nicht demüthigt; — und wie viele dagegen sich durch die Art, mit der sie wohl thun, zum voraus für das Opfer, welches sie der Menschlichkeit bringen, zu entschädigen suchen, und ich hoffe Sie werden die Lage des Blindgewordenen künftig aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachten. u. s. w.

Dritter Brief.

Wohl mögen Sie Recht haben, lieber Theodor, wenn Sie sagen, daß Blindheit noch lange nicht das größte Unglük sei, welches den Menschen ohne seine Schuld betreffen könne. Allein Sie thun mir sehr Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich davon nicht ohnehin überzeugt sei; denn wenn ich den Blinden sehr unglüklich nannte, so that ich dieses nur bedingungsweise, und bezog mich dabei auf Ihre Frage, welche weiter nichts als den negativen Werth eines jeden Sinnes an und für sich betraf.

Ihre Schilderung von dem Zustande der Menschen, welche mit epileptischen Zufällen, jahrelangen Gliederschmerzen, Beinfraß, Krebsschäden u. s. w. behaftet sind, hat mich mit Schauder erfüllt. — In Vergleichung mit den Leiden dieser Elenden, die sich selbst und andern ein Gegenstand des Ekels und des Abscheues werden, ist freilich Blindheit immer nur ein geringer Grad von Unglük. Den Blinden flieht doch niemand; sein Anblik flößt nur Mitleid nicht Entsetzen ein. —

Aber, guter Theodor, lassen Sie uns nicht wieder daran denken, wie vielfach die Leiden der Menschheit sind. — Hätten Sie mich lieber nicht an all das furchtbare Elend erinnert. Sie haben blos schmerzliche Gefühle bei mir erwekt, ohne mich zu trösten; denn welch ein Herz müßte ich haben, wenn es mich beruhigen könnte, daß Andere noch unglüklicher sind, als ein widriges Schiksal mich selbst werden ließ. —

Ja, wer Allen helfen könnte! Aber so — — O, Theodor! wie wenige von denen, die ihrer leidenden Brüder Unglük erleichtern könnten, haben den Willen dazu! — Ich tadle indessen die Unempfindlicheren nicht; ich bewundere sie als moralische Merkwürdigkeiten, denn meistens sind es solche, denen das Glük niemals den Rükken kehrte. Mit dem Unglük des Menschen nimmt die Zartheit seiner Empfindungen zu, und die seltenen Beispiele wilder Fühllosigkeit nach schreklichen Leiden, sind jedesmal Wirkungen einer allzu heftig gereizten Empfindlichkeit.

Ich sende Ihnen hierbei ein Gedicht, welches die Leiden der Blindheit auf die rührendste Weise schildert; es wird Ihnen mehr sagen, als zehn meiner Briefe im Stande wären. — Und der Schluß des Gedichts! Ich zitterte, als eine Freundin mir ihn zuerst vorlas, ich weis ihn seit dem auswendig, denn er ist aus meinem Herzen geschrieben. Leben Sie wohl u. s. w.

Die Blindheit.

Eine Elegie von Herrn D. Engel.

Abgedruckt aus dem Archiv der Zeit 1798. September-Monat.

Steh' ich nicht auf der geliebten Höhe,
Wo noch jüngst ich wonnetrunken stand?
Ist die Landschaft, die ich vor mir sehe,
Nicht so reizend, als ich je sie fand?
Rundet sich dieß wolkichte Gewölbe
Nicht mit gleicher Schönheit um sie her?
Dennoch ist der Anblik nicht derselbe!
Denn von Gram ist mir die Seele schwer!
Stånd' ich doch vor traurigen Ruinen!
Mir gefällt die heitre Schöpfung nicht;
Denn ich komme ja von Rudolphinen,
Meiner armen Freundin ohne Licht!
Schreklicher Verlust, den sie gelitten!
Hier, wo rings umher mir alles lacht —

O wie tief wird hier mein Herz durchschnitten
Vom Gedanken ihrer ew'gen Nacht!
Edles, edles Licht! der Dinge keines
Uebertrifft dich an Vortrefflichkeit;
Als das Leben, das sich deines Scheines,
Deines segenvollen Scheines, freut.
Sollte deiner die Natur entbehren,
Was, was wäre da wohl die Natur?
Ach! Troz aller Harmonie der Sphären,
Ein System von todten Wüsten nur!
Wo du fehlst, da brütet gleich Verderben!
Jede Pflanze, deiner nur beraubt,
Neiget bald, um traurig hinzusterben,
Krank und kraftlos ihr verblichnes Haupt.
Auch der neugebohrne Säugling schmachtet,
Sich des eignen Seins noch unbewußt,
Seiner Sinnen-Stumpfheit ungeachtet,
Schon nach dir, wie nach der vollen Brust.
Ehe noch sein Ohr nach holdem Klange
Hinzuhorchen allgemach beginnt;
Ehe noch der mütterlichen Wange
Süßes Lächeln seinen Blik gewinnt;
Eh' er selbst noch der getreuen Amme
Je gelächelt, weidet er bereits
Seinen Blik so gierig an der Flamme,
Als am Golde der betagte Geiz.
Hüpfend und mit regen Händchen sehnet

Sich nach ihr der kleine Neuling hin;
Und wann nun sein Auge Klagen thränet,
Ist oft sie nur seine Trösterin.
Denn schon izt, in seiner zartsten Hülle,
Ahnet es der junge dürft'ge Geist,
Welchen Reichthum, welche Freudenfülle
Du, o Licht! dereinst auch ihm verleihst.
Denn durch dich gewährt des Schöpfers Güte
Ihm der Kenntniß größten Ueberfluß;
Und durch dich dem lechzenden Gemüthe
Aller Schönheit seligen Genuß.
O wie sehr erweiterst du die Schranken
Seines Daseins! Nur durch dich erhält
Die Vernunft den göttlichen Gedanken
Einer großen sonnevollen Welt.
Und so muß dem kleinen Geist gelingen,
Was sein himmlischer Beruf ihm heißt.
Sich hinauf — o! sich hinauf zu schwingen
Zu dem unermeßlich großen Geist!
Licht! du bist das Element der Freude!
Deiner Strahlen Lieblichkeit verscheucht
Selbst von öder und verdorrter Haide
Jenen Gram, der sonst dort ewig schleicht.
War nun über mir der große Bogen
Ueberall von Wolken, dik und schwer
Mein Gemüth von Düsterheit umzogen,
Mürrisch = kalt und aller Freude leer:

Wie durch einen Wink der Allmacht eilte
Dann oft mit dem ersten Sonnenblik,
Der des Himmels grau Gewölk zertheilte,
Heiterkeit in mein Gemüth zurük.
Und du, Freundin! — O mit Widerstreben
Und mit Pein gedenk' ich stets daran!
Lichtgenuß ist mir das halbe Leben;
Ja! das Leben wäre mir alsdann,
Wann der Sinne edelster mir fehlte,
Nur empfundner Tod! und o gewiß!
Eh' ich diese Finsterniß mir wählte,
Wählt' ich mir des Grabes Finsterniß!

Jedem Laute sei mein Ohr verschlossen!
Es durchwürze rings um mich die Luft,
Ungemerkt von mir und ungenossen,
Jeder Weihrauch, jeder Blumenduft!
Für den Reiz erwünschter Leckerbissen
Sei durchaus der Gaumen mir betäubt!
Sei mir jedes Sinnenglük entrissen;
So mir nur ein helles Auge bleibt!

Zwar, der höhern Freuden zu entbehren,
Die des Umgangs edler Unterricht
Und der Tonkunst Zauberei gewähren;
Nie zu hören, was die Liebe spricht;
Und, gefoltert von des Argwohns Wehen,
Nur zu leicht in jedem schlauen Blik,

Jedem Lächeln Spötterei zu sehen;
Dieß auch ist ein trauriges Geschik!
Aber ach! Im Dasein noch hienieden,
Nie sich mehr des Lichtes zu erfreun,
Und, vom allem Sichtbarn abgeschieden,
Mehr noch, als zur Hälfte, todt zu sein;
Wie, vom tiefsten Kerker stets umnachtet,
Und im schwersten eisernen Verhaft,
Ein Verbrecher nach Erlösung schmachtet,
Die doch nur der Tod ihm einst verschaft;
So mit ewig hoffnungslosen Thränen,
Deren Flehn das Schiksal nie bewegt,
Sich von jenen Fesseln loszusehnen,
Welche Blindheit grausam angelegt;
Ueberall von ihr wie festgekettet,
In Gefahren angstvoll dazustehn,
Und, wenn treues Mitleid nicht errettet,
Zum Entfliehen keinen Weg zu sehn;
Eine Zeit, die unerträglich weilet,
Hinzuseufzen; eine traur'ge Zeit,
Die kein Morgen und kein Abend theilet,
Und kein schöner voller Mond erneut;
Bei der hellsten Sonne wie begraben,
Ein Gefühl von ihrer Mittagsmacht,
Und doch Mitternacht um sich zu haben,
Unaufhörlich schwarze Mitternacht;
Nur umsonst nach dem Genuß zu schmachten,

Den die höchste, schönste Kunst gewährt.
Die mit dem, was weise Geister dachten,
Unsern Geist in theurer Stille nährt:
Nie zu schauen, was das Herz erquicket;
Ach! nicht der Geliebten Angesicht!
Nicht die Hand, die da so zärtlich drücket;
Nicht den Mund, der da so freundlich spricht;
Wann nach ödem Winter nun der laue
Grüne Lenz die Erde prächtig schmükt;
Nun aufs neue Wald und Flur und Aue
Jedes Auge, jedes Herz entzükt:
Dann auf dieser schönen schönen Bühne —
Nein! der Blindheit Jammer ist zu groß:
Und o meine Freundin Rudolphine!
Es ist dein, dieß jammervolle Loos!
Selbst dem Wuchrer, den das Alter krümmet;
Dem doch bald die Sonne nicht mehr glüht.
Dessen kalte Seele nicht entglimmet,
So viel Schönheit auch sein Auge sieht;
Der auch blind im Golde wühlen könnte —
Blindheit wäre dem so schreklich nicht —
Aber selbst dem kalten Wuchrer gönnte
Nie mein Haß ein solches Strafgericht!
Und nicht ihm — dir, die du weit vom Ziele
Erst der Mitte deiner Bahn dich nahst;
Dir, die du der Freuden noch so viele
In so heitrer Ferne vor dir sahst;

Deren Augen oft so warme Thränen
Auf die sanften Wangen hingethaut,
Wann sie dankbar von den Wonnescenen
Der Natur zu Gott hinaufgeschaut;
Dir entzog er seine größte Gabe!
Dir den unaussprechlich kostbarn Sinn!
Und du tappest nun den Weg zum Grabe
Mit der Bürde deines Lebens hin!
Wehe dem, der nie das Licht zu kennen,
Augenlos ans Licht geboren ward!
Härter noch ist sein Geschik zu nennen;
Ja! und dennoch, dennoch minder hart!
Wenn ihn nur die Sonne lieblich wärmet,
Ist ihm wohl in seiner Dunkelheit.
Um ihr Licht hat er sich nie gehärmet,
Denn noch nie hat ihn dieß Licht erfreut.
Aber du — Gott! in wie bittern Sorgen
Dir zuvor schon manches Jahr verstrich!
Da für dich nun auch der hellste Morgen
Immer mehr dem spätsten Abend glich;
Bis sich dann zur Nacht die Dämmrung schwärzte!
Bis an deinem Busen dir sogar
Das geliebte Kind, das froh dich herzte,
Arme Mutter! nicht mehr sichtbar war!
Doch ein preisendes Gerücht aus Westen
Lud auch dich zu jenem Helfer ein;
Da begann dein Kummer sich zu trösten

Mit verheißnem künft'gen Sonnenschein.
Manchem Auge, das der Staar verschlossen,
War durch ihn ein neuer Tag bescheert;
Schon so mancher deiner Nachtgenossen
War von ihm mit Freuden heimgekehrt!
Wie begeistert sah er da den Segen
Der Gefilde! Mit wie frohem Drang
Flogen ihm die Seinigen entgegen!
Welch ein Jubelfest war sein Empfang!
Und auch du, die keiner Ahnung bebte,
Eiletest mit neubelebtem Sinn —
Denn der Engel Gottes, Hoffnung, schwebte
Noch um dich — den finstern Weg dahin.
Nun erschien — o hätt' in deinem Blute
Sich doch jezt die rasche Flut gelegt! —
Es erschien die wichtige Minute,
Und du harrtest, nur zu sehr bewegt,
Zur Beginnung eines neuen Lebens,
Auf das Schöpferwort: Es werde Licht! —
Armes Weib! du harretest vergebens
Auf dies Schöpferwort! Gott sprach es nicht!
Nun verlosch der lezte Rest von Schimmer!
Nun umgab dich volle Finsterniß!
Und der Engel wich von dir auf immer!
Und die ewge Nacht war dir gewiß!
Mußte dieß den Augen widerfahren,
Die so groß, so heiter und so schön,

Treue Zeugen einer Seele waren,
Deren Adel wir im Unglück sehn?
Jenen Augen, deiner grösten Zierde,
Die mich oft so liebreich angelacht?
Daß ein Messer sie vertilgen würde,
Das, das hätte nie dein Freund gedacht!
O wie traurig sie dem Antliz fehlen!
O mit welchem Schauder sieht man da
Ein paar dunkle, ein paar todte Hölen,
Wo man ehmals Glanz und Leben sah!

Daß ich nichts vermag, als mich zu kränken!
Daß umsonst hier diese Thräne rinnt!
Könnt' ich meiner Augen eins dir schenken;
Wahrlich! Morgen wärst du nicht mehr blind!
Und ich nähme keines Feldherrn Beute
Für den schönen köstlichen Verlust!
Gott! Ich drükte dann dich Hocherfreute
Hocherfreut an meine stolze Brust!

Nein! Verfinstert sollen deine Tage,
Elend, elend soll dein Leben sein!
Großer Gott! — Doch wie? Mit frecher Klage
Will mein Gram so laut gen Himmel schrein?
Seh ich deinen Gram doch ruhig schweigen,
Edles Weib, die du berufen bist,
Durch ein großes Beispiel uns zu zeigen,
Wie so liebenswerth die Tugend ist.
Sie, die meinen Geist oft hoch erhoben,

So viel Schmerz dein Anblik mir gemacht,
Strahlt in deiner Blindheit, wie dort oben
Sirius in einer heitern Nacht.
Gleich gefaßt, dein Schiksal zu verschmerzen,
Keinen Augenblik darauf erboßt,
Sannst du nur auf Trost für unsre Herzen,
Und dein Heldenmuth war unser Trost.
Ja! Als ob dir wohlgeholfen wäre,
Weihtest du dem Manne warmen Dank,
Strittest du gerecht für dessen Ehre,
Dem bei dir die Hülfe nicht gelang.
Edles Weib! das alle Klagen hemmte,
Bloß ein Wunsch, den Zärtlichkeit gebar,
Drang aus deiner Brust, die er beklemmte,
Ach! ein Wunsch, der so genügsam war!
„Sollt' ich nur, o sollt' ich nur zuweilen –
„Nimmer wollt' ich mehr von Gott erflehn –
„Meines Gatten Wonne mit ihm theilen!
„Nur zuweilen meine Kinder sehn!
„Ja! nur einmal noch die Seelenweide! —
„Meine Jüngsten kennt ja blos mein Ohr –
„Nur noch einen Blik voll Mutterfreude
„Erst auf sie und dann zu Gott empor!"
Ach! der kleine Wunsch hob fromm und leise
Sich zu Gott, und Gott erhört' ihn nicht;
Weil durch Allmacht nimmer der Allweise
Seiner Schöpfung große Kette bricht.

Aber wie? muß ich dich elend denken?
Nein! O nein! dem Gnädigen sei Preis!
Der selbst der Verzweiflung Muth zu schenken,
Selbst den Jammer zu beglücken weiß.
Blikt er nicht mit segnendem Erbarmen
Auf dich, edle Dulderin, herab?
Ist es seine Hand nicht, die dir Armen
Große Kraft zu großem Kampfe gab?
Denn dein starkes Herz, nur erst entbunden
Von der Angst der Unentschiedenheit,
Hat auch bald den Kummer überwunden,
Der hinfort den Angriff nicht erneut;
Und der Friede, der es nun belohnet,
Wird durch keinen Anblik je gestört,
Der ein Herz, das noch den Augen frohnet,
Zur Begierde, zum Verdruß empört,
Wie so sanft es dein Gemüth durchdringet,
Daß die wehmuthsvolle Liebe jezt
Fester noch, als ehmals, dich umschlinget,
Und so zärtlich deine Wange nezt!
Und, daß theure Kinder dich umgeben,
Die, beseelt von der geliebten Pflicht,
Dir dein Leiden zu versüßen streben;
Wie versüßet dieß dein Leiden nicht!
O du feierst auf geliebtem Lande
Noch den Lenz, und findest noch ihn schön!
Deinen Lenz! Nicht den im Prachtgewande!

Nicht den Lenz der Augen! Aber den,
Der dem Blüthensinn balsam'sche Düfte,
Der des Lebens laute Fröhlichkeit
Dem Gehör, und lieblich-laue Lüfte
Dem Gefühle zur Erquickung beut.
Durch die regste Thätigkeit zum Staunen,
Durch die strengste Sorge für dein Haus
Bannest du den Dämon böser Launen,
Füllest du der Stunden Leerheit aus.
Oder, wann nun Stille dich umgiebet,
Schweift dein innrer Blik, mit freier Kraft,
Auf den Scenen, die du sonst geliebet,
Und die jezt die Phantasie dir schafft.
Von der Andacht Freude nun entglommen,
Spricht dein Geist den Sinnenfreuden Hohn.
Denn die holde Trösterin der Frommen,
Deine Freundin, die Religion,
Sichert dir der Gottheit volle Gnade,
Sichert hohe Seligkeit dir zu,
Und begleitet auf dem dunkeln Pfade
Dich getreu zu jener sanften Ruh.

Und dereinst! — O Freundin! dich bekümmert
Nicht die Finsterniß im Todesthal!
Denn bereits bei seinem Eingang schimmert
Dir des grosen Tages erster Strahl;
Jenes Tags, der jenseits dich Verklärte,
Nach so langer traur'ger Nacht, umstrahlt,

Und den Gram, der hier dein Herz beschwerte,
Dir mit Freuden ohne Maaß bezahlt.
Hin auf ewig sind da Nacht und Grauen!
Zu vergehn, bricht dieser Tag nicht an!
Und mit neuen Augen wirst du schauen,
Die nichts trüben, nichts verletzen kann.
Und dann schauest du das Glük der Deinen;
Nicht zuweilen! schaust es immerdar!
Ach! und Wonnezähren wirst du weinen,
Daß dein Leiden so vergänglich war.
Ja! dein unaussprechliches Entzücken
Wird dein Freund, auch diesem Tage wach,
Durch den Anblik seliger, erblicken!
O geliebte Freundin! welch ein Tag!

Engel.

Vierter Brief.

Es freut mich, lieber Theodor, daß Sie so vollkommen meiner Meinung sind, was den Schluß von Engels vortreflichem Gedichte anlangt; und daß auch Sie mit mir ausrufen; „die heiligen Lehren der Religion, von Gott und Unsterblichkeit, sind es allein, welche dem Blinden wirklichen Trost zu geben vermögen.“

Das Nachdenken über Gegenstände welche außer den Grenzen der Sinnenwelt liegen, ist es hauptsächlich, was seinem Geiste Nahrung und Stoff zur Ausbildung neuer Ideen giebt; und wenn die ganze Wirklichkeit vor seinem Auge verborgen liegt,

so schwingt sein Geist sich frei von jeder Fessel über Zeit und Raum hinaus; sucht mit forschendem Blik im Buche des Schiksals zu lesen; ruht betrachtend auf dem chaotischen Labyrinth der Vergangenheit und schließt mit kühnem Muth von der Dauer des Gewesenen, auf ein ewiges Sein des Vorhandenen. — Nur die Gestalten verwandeln sich im Wechsel der Zeiten, aber das Wesen ist ewig. — Was wir den Geist des Menschen nennen hat keine Gestalt, denn diese bleibt, wenn jenes schon längst entfloh. Ueber den Trümmern einer Hülle von Staub erhebt sich das denkende Wesen, der Funke der Gottheit; blikt noch einmal auf die zerbrochene Fessel, und kehrt zur Gottheit zurük.

Aber ich verliere mich in Schwärmereien, guter Theodor, und vergesse darüber, daß ich es mit einem Manne zu thun habe, der mir einst sagte; er liebe die Schwärmer nicht. — Sollten Sie aber nicht ein wenig Unrecht haben, guter Theodor, wenn Sie

die Schwärmerei so völlig verdammen? — Sollten nicht Ausnahmen statt finden? Sollte der Unglükliche nicht im Lande der Phantasieen den Schein eines Glückes suchen dürfen, dessen Wirklichkeit ihm ein hartes Schiksal versagte? — Sollte der Leidende nicht träumen dürfen? —

O, es ist so schön zu träumen! — Wachend oder schlafend, das ist am Ende ganz einerlei. — Und dem Blinden vollends; sind für ihn die nächtlichen Träume nicht ein unschäzbares Gut? — — Im Traum eröffnet sein verschloßnes Auge sich dem süßen Anblik eines innerlichen Lichtes. Ein freudig Lächeln zukt um seine bleichen Lippen, er sieht die Nacht in Morgenröthe sich verlieren; im grauen Duft der Sterne Licht verschwinden; sieht um sich her im rosenfarbenen Schimmer Gebirg und Thal und Bach und Rebenhügel. Sein Herz klopft schneller; er genießt sein scheinbar Glük mit tiefen Odemzügen. Ein leiser Wunsch, sein

Hochgefühl, zu theilen, regt sich in ihm; — und sieh! — Schon stehen lächelnd um ihn her die Lieben alle, mit denen sich sein Herz verbrüdert fühlt! — Er reicht die Hand dem treuen Freunde, den sein Auge nie gesehn. Er findet jeden Zug von Sanftmuth, Freundschaft, Biedersinn und Liebe im selbstgeschaffnen, wahrgewähnten Bilde wieder, und freut sich lange nach der holden Erscheinung, auch wenn er endlich aus der heiteren Täuschung zu dem Bewußtsein einer düsteren Wirklichkeit erwacht.

Verzeihen Sie, Theodor, ich muß heute abbrechen, wenn meine dichterische Phantasie Ihnen nicht lästig fallen soll, denn die Stimmung, in welcher ich heute bin, ist so gespannt, daß jedes Wort auf meinen Lippen einen ungewöhnlichen Ton erhält. — Engels Elegie, Ihr Brief, die Einsamkeit, in der ich seit ein paar Tagen gelebt habe, und eine liebliche Erinnerung aus meiner frohsten Jugendzeit haben mich in

diese Stimmung versezt. Gewiß, Theodor, mein Herz ist größer als der enge Raum, der es umschließt; es darf nur wenig höher als gewöhnlich schlagen, und ich fühle mich schon beklommen, aber diese Beklemmung selbst ist mir Genuß. — Ich bin dann kindlich froh, und möchte alles um mich her mit unendlicher Liebe umfassen. Aber — auch das ist Schwärmerei, höre ich Sie sagen. Nun gut denn — Adieu für heute.

Fünfter Brief.

Heute, lieber Theodor, bin ich weniger phantastisch, als beim Diktiren meines lezten Briefes an Sie und fast möchte ich den nemlichen Stoff jezt von neuem mit kälterem Blute zur Hand nehmen.

Die Religion ist, wie gesagt, für jeden Leidenden die beste, mächtigste Trösterin. Aber nicht alles, was unter dem Namen Religion verkauft wird, ist Religion. — Die innere, feste Ueberzeugung von der Weisheit, Allmacht und Güte des höchsten Wesens, und die daraus entstehende ruhige Ergebung in jedes Schiksal, verbunden mit der innigsten Dankbarkeit für jeden frohen Augenblik, ist es allein, was dem Dulder Trost zu geben vermag. Da hingegen alle Lehrsätze von Zorn und Strafe Martern für die Seele des Leidenden sind.

Ich kenne nichts unsinnigeres, als die Art und Weise, mit welcher manche Lehrer der Religion an das Schmerzenlager des verzweifelnden Unglüklichen treten, zu dessen moralischem Beistande sie herbei gerufen sind; und noch immer gellt mir das scheinheilige Geplärre eines vornehmen Geistlichen in die Ohren, der mir mit einem furchtbaren Strom von Worten zu beweisen suchte;

daß ich mich um meiner Blindheit willen glüklich zu schätzen, und die Gnade des Allerhöchsten in Psaltern zu preisen hätte, weil er mir die Strafe für die zahllose Menge angestammter und willkührlicher Sünden, unter deren Last alle Menschen seufzeten, schon hernieden angedeihen ließe, und ich deshalb mit Zuversicht hoffen dürfte, daß sein Zorn dermaleinst in jenem Leben huldreich bei mir vorübergehen werde.

Alle Strafpredigten dieser Art sind dem Leidenden zwar unendlich lästig, aber bei einem nur natürlich gesundem Verstande können sie doch der Ruhe seines Gemüths lange nicht so gefährlich werden, wie die zweifelnden Grübeleien einiger neueren Philosophen, welche die Vernunft mit Gewalt aus ihren Fesseln erlösen, und alle religiösen Konjekturen für Spiele des mensch-

lichen Witzes, und Ausgeburten eines Gefühles von Schwäche erklären wollen. — Ansteckender als irgend eine Seuche ist die Lehre von der in sich selbst gegründeten Macht des Menschen, über sich selbst und die Gegenstände außer ihm; denn die Eitelkeit unterstüzt aus allen Kräften das trügerische Gebäude des Frevels, aber der Friede der Seele entweicht mit dem fieberhaften Reiz einer eingebildeten höhern Gewalt. —

Auch ich, Theodor, ward eine Zeit lang durch die schimmernde Außenseite der neuen Lehre getäuscht. — Von Stolz geblendet suchte ich die Gottheit nur in meiner eigenen Brust; aber der Wahn verflog, und ich versank in hoffnungslose Trauer; bis mit dem alten Glauben, an einen liebevollen Regierer des Weltalls die Ruhe wieder in mein Herz zurükkehrte.

Ich breche ab, Theodor, denn die Stunden eilen, und die Post wartet nicht auf mich.

Sechster Brief.

Freundschaft und Liebe, guter Theodor, sind außer der Religion wohl die stärksten Trösterinen im Unglük; aber was den Blinden betrifft, so bin ich fest überzeugt, daß er nur der Freundschaft huldigen dürfe, ihrer holden Schwester hingegen auf immer entsagen müsse. —

Die Liebe ist für des Blinden kleine Welt zu groß; zu gewaltig für seinen gebeugten Muth. — Der Blinde fühlt nur die schmerzlichen Wirkungen der süßesten Leidenschaft, und ihre Wonnegefühle werden zur Marter für ihn. — Glauben Sie ja nicht, Theodor, daß die Macht der Liebe

sich nicht auch über das Herz des Blinden erstrecke, weil er den reizenden Gegenstand nicht zu sehen vermag. — Es ist wahr, der Blinde wird seltener hingerißen, weil seine Sinnlichkeit nicht durch den Anblik einer schönen Gestalt gereizt werden kann; allein um so standhafter ist dagegen auch seine Leidenschaft, wenn eine schöne Seele sein Herz zu gewinnen wußte. — Er hört den Zauberton der Liebe in jedem Worte, das von den Lippen des geliebten Gegenstandes kömmt; — er fühlt beim leisesten Berühren einer freundlich dargereichten Hand den ganzen Umriß einer himmlischen Gestalt. — Die Phantasie ersezt, zu seines Herzens Nachtheil, den mangelhaften Sinn im Ueberfluß, und keine äußere Macht kann einen Zauber lösen, zu dem der mächtige Talisman im tiefsten Winkel seines Herzens liegt.

Gewiß erfordert es die größte Anstrengung, das schönste, mächtigste Gefühl zu

unterdrücken,

unterdrücken; allein Vernunft und Ueberzeugung gebieten dem Blinden es standhaft zu bekämpfen: denn Amor und Hymen sind Brüder, und was kann aus der Ehe eines Blinden Gutes entstehn? — „Und soll sein Herz denn mit Gewalt erkalten?“ fragen Sie. — Nein, Theodor, er mag im Arm der Freundschaft, der wahren himmlischen Liebe, den Ersaz für jene Freuden einer irdischen Leidenschaft suchen.

Wenn das Gefühl der Liebe gewaltiger ist, so dünkt mich das Gefühl der Freundschaft edler zu sein. — Weniger oder mehr ist die Liebe jedesmal mit dem unedleren Nervenkitzel des Körpers verwandt; aber die Freundschaft hebt sich mit ätherischen Schwingen zu den Unsterblichen empor, und sieht mit Lächeln von ihrer strahlenden Höhe herab, wie die Zaubermacht der Liebe im wilden Genuß eines Augenblickes verschwindet.

Die Freundschaft herrscht nur über die Seele des Menschen; Alter und Gestalt gelten in ihrem unendlichen Reiche für nichts; Jahre sind vor ihr wie ein Tag, und ein Tag wie Jahre: denn ihr Entstehn ist die Blüte des flüchtigen Augenblickes, und ihr Wesen die Frucht der entwichenen Zeit. Ihr reiner Genuß erhöht die Kraft unsterblicher Geister. — Ihr höchstes Glük liegt außer den Grenzen der Endlichkeit.

Was wäre ich ohne die Freundschaft geworden! — Sie allein hat mich gehalten, als das Unglük mich zu verderben drohte. — Was ich an Freuden des Lebens genieße, habe ich von ihr. — An ihrem Altar will ich anbeten, bis mir einst die Urne des Todes winkt. In ihrem Arm hoffe ich mit kindlicher Zuversicht jenseits mich wieder zu finden!

Siebenter Brief.

Ich bin traurig, guter Theodor, sehr traurig. — Denken Sie nur; heute Morgen ging ich mit einem guten Freunde auf ein Stündchen ins Freie spatzieren. Die Luft war mild, und das Grummet duftete von den Wiesen im Thal herauf zu der Höhe, auf welcher wir hingingen. Ich war recht froh, und wanderte, auf meinen treuen Stok gestüzt, rüstig neben meinem Begleiter her, als wir mit einemmale von einer blinden Frau um ein Almosen angesprochen wurden.

Ich griff mitleidig in die Tasche, um der dürftigen Leidensgenossin eine Kleinigkeit zu geben, und fragte nebenbei, woher sie gebürtig, und auf welche Weise sie um

ihre Augen gekommen sei. — Ach Theodor, sie war die Wittbe eines Soldaten, und hatte vom vielen Nähen bei Nacht eine Augenkrankheit davon getragen, die nach dem Gebrauch eines Mittels, welches ihr ein herumziehender Charlatan gegeben hatte, in völlige Blindheit ausgeartet war. — Sie hatte Niemanden, der sie vor Hunger und Noth geschützt hätte, als das Mitleid der Vorübergehenden. — Ihre Tochter, ein Kind von sieben Jahren, führte sie. —

Sollte denn nicht die Landesregierung solchem Elend eine Grenze zu setzen im Stande sein? — Wie viele Blinde ziehen nicht bettelnd von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, die von der Obrigkeit versorgt Gott und ihren Wohlthätern für ein erträgliches Dasein danken würden, und als lebendige Maschinen im Fabrikwesen wenigstens so nützlich gemacht werden könnten, daß ihr Verdienst die Kosten ihres nothdürftigen Unterhaltes unfehlbar übersteigen müßte.

Wenn ich einmal mit einem Fürsten, oder sonst einem mächtigen Manne über diesen Gegenstand sprechen könnte, so würde ich zu ihm sagen: — Baue ein Haus von angemeßener Größe, und richte es so ein, daß wenig Winkel darin sind, damit sich die Bewohner leicht darin zurecht finden können. Bevölkere das Haus mit alle den dürftigen Blinden, die in der Gegend herumziehen. Sorge dafür, daß sie im Sommer ein kühles, im Winter ein warmes Arbeitszimmer, und zu allen Zeiten eine gesunde Schlafstelle finden. Gieb ihnen zu essen, daß sie satt werden, und zu trinken, daß sie nicht durstig bleiben. Laß die Weiber und Kinder spinnen und stricken, Wolle kämmen und Charpie zupfen. Gieb den Männern Holz zu sägen, Spåne zu raspeln, Marmorplatten zu schleifen. Laß sie Maschinen in Bewegung setzen, u. s. w. Du wirst finden, daß sie troz ihrer Blindheit nicht blos zu allen diesen einfachen Ar-

beiten taugen, sondern daß viele unter ihnen auch bei zusammengesezteren brauchbar sind; denn die Erfahrung giebt uns Beispiele von blinden Töpfern, Tischlern, Leinewebern, Schmieden, Uhrmachern und andern Handwerkern oder Künstlern mehr, an deren gelieferten Arbeit sich durchaus keine Spur von der Blindheit des Urhebers finden ließ.

Gieb nicht zu, würde ich ihn ferner bitten, daß sich niederträchtige Menschen von dem Elend blinder Kinder ernähren. Laß sie nicht bettelnd im Lande herumziehen, und Taugenichtse werden; sondern laß sie zwekmäßig unterrichten, damit sie nicht moralisch verderben, und der bürgerlichen Gesellschaft bis an ihren Tod lästig statt nüzlich werden.

Verbiete um Gotteswillen bei harter Strafe, daß nicht jeder unwissende Landstreicher sich für einen Augenarzt ausgeben und unglükliche Menschen durch seinen Un-

verstand noch unglüklicher machen dürfe. Bestätige aber dagegen hier und dort im Lande geprüfte Männer, zu uneigennützigen Hülfebringern für jeden ärmeren Staatsbürger, den eine Augenkrankheit den Verlust des edelsten Sinnes befürchten läßt.

Aber ich bin wohl recht sonderbar, daß ich Ihnen alle diese frommen Wünsche vorschwatze, und darüber die Zeit versäume, welche zu einem für Sie unterhaltenderen Gegenstande angewendet werden konnte. — Ich werde meinen Fehler künftig verbessern, und bin u. s. w.

Achter Brief.

Es wundert mich, lieber Freund, daß Ihnen in meinem lezten Briefe vorzüglich das aufgefallen ist, was ich von herumziehenden Augenärzten sagte. — Sind Sie der einzige in Israel, der nicht weis, was in unsern Tagen geschieht?

Haben Sie nie etwas von den vielen herumreisenden Staar-Operateurs gehört, die, wie aus den Wolken gefallen, mit Extrapost in einer Provinzialstadt ankommen, nachdem sie bis zur lezten Station zu Fuße gegangen sind; die, um einen Magistrat von Rothgerbern und Pfannenschmieden zu blenden, aus einer goldgestikten Brieftasche

ein römisch-kaiserliches oder fürstlich Rudolstädtisches Privilegium hervorziehen, das, Gott weiß wem, gehört haben mag; die jedem Hülfsbedürftigen ein Bündel Atteste von Privatleuten, die niemand kennt, und Dorfgemeinden, die zu weit entlegen sind, als daß man sich bei ihnen erkundigen könnte, vorlegen; die ihre Charlataneerie so weit treiben, daß sie jeden Aermeren umsonst zu heilen versprechen, und sich von dem Bemittelteren sechsfach bezahlen lassen? —

Es ist wahr, einige von diesen Menschen besitzen eine erstaunenswürdige Fertigkeit im Staarstechen, aber diese selten anzuwendende Fertigkeit macht sie noch lange nicht zu Augenärzten, und doch unternehmen sie es kühn und froh, jede, auch die hartnäckigste Augenkrankheit heilen zu wollen; bestechen die Meinung des großen Haufens durch die leichte Art, mit der sie einen vom grauen Staar befallenen Bettler auf einige Zeit wieder sehend machen, und mor-

den durch sinnlose Behandlung anderer Augenkranken oft das Glük ganzer Familien, indem sie durch Anwendung unzwekmäßiger Mittel einen Fehler unheilbar machen, welchem ein wirklicher, unterrichteter Augenarzt mit weniger Mühe und geringen Kosten auf immer abgeholfen haben würde.

Eben so viel Aufmerksamkeit, als das, was ich von der nothwendigen Vertilgung dieser Charlatane erwähnte, dürfte wohl meine Aeußerung über die blinden Bettler verdienen, denn sie fallen dem Staate doppelt und mehrfach zur Last, indem sie jedesmal noch einen andern Müßiggänger als Begleiter bei sich haben. — Die Mildthätigkeit der meisten Menschen gegen Blinde ist unverhältnißmäßig groß, wenn wir sie mit der gegen andere Leidende vergleichen; und ein Haufen liederlichen Gesindels benuzt diesen Vorzug zur Schande der Menschheit. — der sehende Taugenichts macht den Kaßirer des blinden Bettlers, und wenn

die Gabe des Vorübergehenden oder sonst Angesprochenen auch noch so bedeutend war, so bekömmt gewiß der Blinde nur den kleinsten Theil davon, während der größte in den Seckel des Führers fällt. — So ereignete sich zum Beispiel neulich der Fall, daß sich ein abgedankter Soldat, erwiesenermaßen bloß von dem Gelde, welches er auf Unkosten eines blinden Knaben zusammen gebettelt hatte, ein eigenes Häuschen kaufte, nachdem der Unglückliche, welchen er verschiedene Jahre hindurch mit sich herumgeschleppt hatte, aus Mangel an gehörigen Nahrungsmitteln die Auszehrung bekommen hatte, und gestorben war. — Aber nicht genug, daß dieser Bösewicht des Kindes Körper aus niedriger Habsucht verderben ließ, so hatte er auch früher schon durch schändliche Unterweisung seine Moralität zu Grunde gerichtet, und ich denke noch mit Schauder an einen Nachmittag, wo ich dem blinden

Knaben begegnete, wie er vor einem gemeinen Wirthshause, zur großen Belustigung einer pöbelhaften Menge, die aller schamlosesten Liederchen mit lauter Stimme sang, während der graue Sünder den Takt dazu auf einer schnarrenden Geige strich.

Ich könnte Ihnen solcher Beispiele noch mehr als zwanzig aufzählen; so wenig ich auch Gelegenheit gehabt habe ausgebreitete Beobachtungen anzustellen; aber alle beweisen nicht mehr als ein einziges, daß nehmlich eine landesherrliche Erziehungsanstalt für krüppelhafte Kinder aus den niederen Volksklassen, das zwekmäßigste Mittel sei, um nicht allein dem schädlichen Müssiggang der doppelten Summe von Individuen eine feste Grenze zu setzen, sondern auch über dieses aus einer gewiß nicht unbeträchtlichen Anzahl mehr als unnützer Wesen, nüzliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft zu bilden; wobei ich noch nicht in Anschlag bringe, daß viele

dieser unglüklichen Geschöpfe durch zwekmäßige ärztliche Behandlung zu vollkommen gesunden Menschen gemacht werden könnten; indem die neuesten Versuche und Erfahrungen hinlänglich beweisen, daß alle möglichen Knochenkrümmungen, und dergleichen mehr, während der ersten zwanzig Lebensjahre des Menschen keinesweges unheilbar sind. — Doch das sind Dinge, welche ich blos vom Hörensagen weis, von denen ich also auch nicht weiter sprechen darf. — Leben Sie für heute wohl u. s. w.

Neunter Brief.

Gewiß, lieber Theodor, ich habe viel Geduld, wenn Andere gegen mich nicht so handeln, wie es wohl gut und schiklich wäre, aber gestern, beim Himmel, konnte ich meinen Unmuth nur mit genauer Noth bezähmen. Alles schien sich vereinigt zu haben um meinem Herzen weh zu thun, und mich meine unglükliche Blindheit in ihrer ganzen Schwere fühlen zu lassen. Urtheilen Sie selbst:

Ich war vor einem weitläufigeren Bekannten, der eine Stunde weit von hier auf seinem Landgute lebt, zum Mittagsessen eingeladen und stieg mit frohem Muth

in den Wagen, der mich abzuholen kam. Die Reise ging ohne Unglüksfälle von statten, aber schon beim Aussteigen fingen die Verdrüßlichkeiten an, denn der Domestik, welcher mich führen sollte, benahm sich so ungeschikt, daß ich mit dem ersten Tritt aus dem Wagen, fast bis an den Knöchel in einen schmuzigen Rinnstein trat. — Er wischte mich nun zwar wieder sorgfältig ab, aber ein paar halbleise hingeworfene Flüche ließen mich deutlich bemerken, wie lustig ihm der Auftritt sei, einen Blinden zu bedienen.

Ich versicherte ihn, daß es gar nichts zu bedeuten hätte, und stieg von ihm geleitet die Treppe hinauf. „Nur bis an die Thüre," sagte ich, und in demselben Augenblicke riß er die Flügelthüre so hastig auf, daß ich mit dem Kopf dagegen prallte, ich ließ mir jedoch nichts merken, und trat in den Saal hinein, der, wie ich sogleich bemerkte, schon voll von Menschen war. — Ein lautes allgemeines Geflüster empfing

mich, aber von alle den Flüsternden hiess mich keiner willkommen, oder gab sich die Mühe mir einen Plaz anzuweisen. Ich trat einen Schritt seitwärts und faßte mit der Hand einen Stuhl auf den ich mich dicht neben der Thür niedersezte.

„Ei, da ist ja unser ehrlicher Sachse!" rief jezt der Wirth und reichte mir die Hand, „ich hatte gar nicht gesehen wer es „war, der so sittsam hereinschlich." — „Hören Sie meine Herrn und Damen," fuhr er fort, und führte mich in die Mitte des Zimmers, „der Herr Sachse hier ist „stokblind, aber er ist bei alle dem ein lu„stiger Zeißig, der ihnen manchen Spaß „machen wird. — Nun setzen Sie sich hier„her, Freund Sachse, das Essen ist noch nicht „fertig, erzählen Sie uns indessen eine von „ihren Geschichten. — Hören Sie, meine „Damen, erzählen kann er, wie das Buch „der Chronika. — Nun frisch, Sachse, was „lustiges"!

Sie

Sie können denken, Theodor, in welcher Lage ich mich fühlen mußte! — Ich entschuldigte mich, so gut es gehen wollte, und der Herr Wirth erließ mir das Erzählen einstweilen unter der Bedingung, daß ich das versäumte nach dem Essen wieder einbringen sollte.

„Du mein Gott!" sagte eine alte Dame mit kreischender Stimme, „also stokblind? — liebster Jesus!"

„Gütiger Himmel!" lispelte eine zierliche Mädchenstimme, „Blindheit muß ein furchtbares Gefühl sein. Sagen Sie mir, Herr Sachse, wo haben Sie die Stärke des Geistes hergenommen, um einen solchen Verlust zu ertragen? — Ich habe neulich den Belisaire von Marmontel mit unserer Bonne durchgelesen und habe fast drei Nächte lang nicht schlafen können; denn immer ist mirs eingefallen, wie ihm der Kaiser die Augen ausstechen ließ."

„Der jetzige Kaiser, um Vergebung?“ fragte eine andere Frauenzimmerstimme.

„Ei bewahre!“ versezte die erste Dame, das ist zu den Zeiten der Christenverfolgung geschehen. — Aber apropos, Herr Sachse, ich habe mir erzählen lassen, Ihnen wäre ebenfalls das eine Auge ausgestochen worden, ist denn das wahr?“ —

„Leider!“ — antwortete ich mit Verdruß, denn das Gespräch machte mich, wie natürlich im höchsten Grade mißvergnügt.

„Ei du mein Herr Jesus!“ rief die alte Dame aus, „das ist ja doch ganz entsezlich. So ein Kerl muß doch gar kein Herz und kein Gewissen haben. — Liebster Gott! — einem Menschen so mir nichts dir nichts das Auge aus dem Kopfe zu stechen!“ — — —

„Zu Tische meine Herren und Damen,“ rief jezt die Frau vom Hause. und eine unbekannte Hand führte mich behutsam an einen Stuhl. — „Legt doch Herr Sachsen

vor," rief der Wirth vom andern Ende der Tafel herüber; — „Sie sitzen gleich darneben, Kommissar, versorgen Sie ihren blinden Nachbar."

„Ja, mein Schaz," antwortete der Kommissarius kauend, und wandte sich zu mir, „das wird schwer halten, denn ich verstehe das Tranchiren nicht."

„Lassen Sie nur," sagte das lispelnde Frauenzimmer, „ich will Herr Sachsen schon vorlegen." — Sie that es und rezitirte dabei ein paar Verse, worin das Mitleid gegen Krüppel gepriesen wurde.

Ich erspare mir und Ihnen die Schilderung eines Tischgesprächs, welches unter die langweiligsten gehörte, und sage Ihnen blos, daß der Gegenstand desselben vorzüglich lustige Anekdoten von Blinden, Lahmen, Höckerichten, Stammelnden u. s. w. waren. — Nach Tische ward Kaffe herumgegeben, und ich zog mich mit meiner Tasse in ein Fenster zurük.

„Hören Sie einmal, Freund Sachse, ganz im Vertrauen,“ sagte der Wirth mit leiser Stimme zu mir, „was halten Sie von dem Frauenzimmer, das bei Tische neben Ihnen saß?“

„Sie verzeihen“ — fing ich an.

„Bah! Bah! was verzeihen,“ unterbrach er mich, „heraus mit der Sprache.“

Hm!“ sagte ich, „wie hübsch sie sein mag, kann ich nicht wissen; sonst scheint sie mir ein bischen empfindelnd zu sein.“

„Etsch! Etsch! Mamsell Mühmchen!“ rief der Wirth aus und schlug ein wieherndes Gelächter auf.

„Ei, Ei, Herr Sachse,“ sagte das Frauenzimmer, von dem ich nicht vermuthet hatte, daß sie vor mir stände; „Sie sind wenigstens nicht galant!“ — Ich wollte mich entschuldigen, aber beide hatten sich entfernt, ohne meine Antwort abzuwarten. —

Noch hielt ich die Tasse in der Hand und wollte mich, um sie wieder weg zu setzen,

langsam dem Kaffe-Tische nähern, wo die Frau vom Hause präsidirte; aber ihr lautes Geschrei, daß man mir die Tasse abnehmen sollte, weil ich sie leicht zerbrechen könnte, machte, daß ich so lange mitten im Zimmer stehen blieb, bis jemand kam, der sie in Empfang nehmen wollte. — Die Vorsicht war sehr unnüz, denn wer mit Blinden Umgang hat, weis, daß sie, ihrer natürlichen Behutsamkeit wegen, weit weniger als sehende Personen, in den Fall gerathen etwas zu zerbrechen.

Einige Kinder traten jezt um mich her, und Friz der Sohn vom Hause, ein Knabe von zwölf Jahren, bat mich dringend, eine kleine Geschichte zu erzählen. — Ich ließ mich erbitten, sezte mich nieder, und fing ein selbst erfundenes Feenmärchen an, wobei ich, wie gewöhnlich, ganz gerade auf meinem Stuhle saß. Die kleine Gesellschaft war sehr stille, und ich glaubte alles um mich her voll Aufmerksamkeit, als ein lautes

Gelächter den Fluß meiner Rede störte. Der Gegenstand, von dem ich sprach, war ernsthaft, ich fragte also, worüber so ausgelassen gelacht würde? „Ei poz Element," rief der Herr Wirth, „fühlen Sie nur einmal ihren Zuhörer an, der vor Ihnen auf dem Stuhle sizt, der ist ernsthaft genug." Ich griff hin, und fand daß Monsieur Friz seinen Plaz verlassen, und des Verwalters großen Pudel an seine Stelle in die Mitte der Zuhörer, mir gegen über, eingeschoben hatte. —

Beleidigt stand ich auf, aber der Herr Wirth nahmen mich bei der Hand, und meinten: es sei ja eine bloße Kinderei von seinem Söhnchen, ich sollte doch ein bischen Spaß verstehen lernen. — „Es ist ein Schalk, der Junge," sezte er hinzu, indem er sich zur Gesellschaft wandte, „lauter Teufelszeug hat er im Kopfe; dem Sachse dort kann ers zum Beispiel

nachmachen, wie er so blindlings geht und steht, daß man sich todtlachen möchte."

Ich ging wieder ans Fenster, und dachte — „Herr vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun." — Indem trat ein Offizier an mich heran, und sagte: „Sie sind hier nicht an Ihrem Platze; ich fahre in diesem Augenblicke nach der Stadt zurük, wollen Sie mit mir fahren?" — Ich dankte ihm durch einen stummen Druk der Hand, empfahl mich eilig, und stieg mit einer so ungewöhnlichen Hastigkeit in den Wagen, daß es gewiß jedem unbefangenen Zuschauer aufgefallen sein muß.

Ach Theodor, ich habe schon viel ertragen gelernt, aber gewiß bleibt mir in diesem Stücke noch viel zu lernen übrig, denn noch heute kann ich mich nicht ganz über die lange Reihe von verdrießlichen Zufällen und Demüthigungen zufrieden geben, von denen es mir immer unbegreiflicher wird,

wie ich sie habe ertragen können, ohne außer Fassung zu gerathen.

Ich sehe ein, daß jene Menschen mich weder beleidigen noch mir weh thun wollten; ich begreife recht gut, daß der Fehler vorzüglich darin lag, daß sich keiner in die Lage eines Blinden zu versetzen wußte; — Aber mein Herz behauptet dagegen sie hätten es fühlen sollen, sie hätten meines Unglüks nur nicht spotten sollen.

Leben Sie wohl, Theodor!

Zehnter Brief.

Sie meinen, Theodor, daß meinem lezten Briefe zu folge ein eigenes System des Umganges Sehender mit Blinden erforderlich sei; allein Sie scherzen doch blos, indem Sie dieses behaupten? — Schonung, Auf-

merksamkeit und Nachsicht — In diesen drei Worten ist das ganze System vereinigt. — Schonet des Blinden leicht gerelztes Gefühl; laßt ihn durch Eure Unachtsamkeit nicht zu Schaden kommen; sezt ihn durch Vernachläßigung oder Zudringlichkeit nicht in Verlegenheit; habt Nachsicht mit seiner unwillkührlichen Aengstlichkeit und Unbeholfenheit. — Das sind die wenigen Grundsteine, auf welchen die höchst einfache Lehre vom Umgang des sehenden Menschen mit dem Blinden beruht. Alles übrige braucht Niemanden vorgezeichnet zu werden, denn Herz und Gefühl sagen Jedem, der jene Grundsätze vor Augen hat, gewiß am allergenauesten, wie er sich in jedem einzelnen Falle zu benehmen habe, damit der Blinde seiner Gegenwart froh werde.

So viel zur Antwort auf Ihre etwas bittere Bemerkung, und nun zur Erörterung einer Hauptfrage, welche sie am Ende Ihrer schäzbaren Zuschrift aufwerfen. — Sie wün-

schen zu wissen, von wie vielerlei Nutzen die Luft für den Blinden sei? — und meine Antwort ist im allgemeinen: daß dieser Nutzen auch ohne die Fortdauer der Lebensthätigkeit, welche ohne Luft nicht möglich wäre, vorzüglich für den Blinden ins Unendliche geht.

Die Luft ist dem Blinden Alles in Allem. Durch sie allein ist er noch fähig, Freude zu genießen, und theilnehmend sich Andern mitzutheilen. —

Er erwacht; noch rührt sich rings um ihn nichts; kein Laut des Lebens tönt durch die Luft in sein Ohr. Es ist Nacht; — die Natur liegt noch im Schlummer begraben. — Aber horch! jezt kräht der wachsame Hahn, und der Blinde erhebt sich von seinem Lager. Er öfnet das Fenster; schon zwitschern leise die Vögel im Garten. Der Morgen dämmert. — Ein reines scharfes Lüftchen weht ihm Blumenduft entgegen. Die Sonne geht auf. Immer lebendiger

wirds um ihn her, und schon tönen von fern die muntern Hammerschläge des fleißigen Schmiedes, und immer lauter und lauter wird der thätigen Menschheit geräuschvolles Walten. —

Die Thüre des Hauses knarrt in den Angeln; ein bekannter Fußtritt schallt die Stiege dumpf herauf. — „Willkommen! willkommen!" es ist ein Freund der ihn zu besuchen kömmt. Weg nun mit Sorgen und Gram! weg mit dem Gedanken an Blindheit! sie verplaudern ein frohes Stündchen, und jeder Ton von der Lippe des Freundes ist Genuß für das Ohr des Blinden. — Der Vormittag vergeht unter Thätigkeit und wechselnden Gesprächen. Der Mittag kömmt, die Hausfrau ruft zum Essen. Sie hat den Tisch näher am Fenster gedekt; der Blinde stuzt, so wie er ins Zimmer tritt, und weicht der Gegend aus, wo sonst der Tisch gestanden, indem er näher hin ans Fenster geht. — „Sie müssen sehen

können," sagt die Hausfrau voll Erstaunen, „wie hätten Sie den Tisch sonst finden mögen?" — „Die Luft," versezt der Blinde, „hat mich an den Tisch geleitet, der Raum, wo er noch gestern stand, war leer, das fühlte ich bei dem ersten Schritt, den ich ins Zimmer that."

„Willst du mit uns spatzieren gehen?" fragt des Blinden Bruder; „wir wollen nachher einen alten Freund besuchen." — Sie gehen über Feld nach einem nahen Dorfe. — „Jezt sind wir da," bemerkt der Blinde, so wie sie sich den ersten Häusern nahen. — „Wie wissen Sie das?" fragt des Bruders Frau. — „Der Luftraum wird begrenzter," sagt der Blinde, „links dicht am Wege steht das erste breite Haus." —

Sie kehren ein; des Wirthes Tochter kömmt die Gäste zu bedienen. „Du bist seit einem Jahr recht groß geworden, Kind," sagt unser Blinder, wie sie vor ihm steht. „Ich denke Sie sind blind?" versezt das

Mädchen. — „Das thut wohl nichts zur Sache,“ sagt der Blinde, „ich fühle am Druk der Luft, daß du beinahe um einen Kopf gewachsen bist.“

„Bruder,“ sagt der Blinde nach einigen Stunden, „der Abend naht, — horch! wie im Aehrenfelde die Wachtel schlägt, wie im Heu auf der Wiese die Grille ihr Liedchen zwitschert. Laß uns zurükkehren.“ — Sie gehen. Lieblicher duften die Wiesenblumen, und der wilde Thymian am Wege. Mild, aber kühler und feucht weht ein sanfter Wind. — Die Sonne ging unter.

Und sie kommen ins Haus des Freundes; — Gesang tönt ihnen entgegen. Harmonisch bebt die Luft im hohen Gemache, und der Blinde lauscht voll süßen Genusses jezt dem melodischen Chaos einer rauschenden Symphonie, jezt den Silberakkorden einer lieblichen Mädchenstimme, und jezt dem feierlichen Chor einer Anzahl von Männern. —

Nehmen Sie diese Art von Idylle für den Umriß einer Uebersicht des Nutzens der Luft für Blinde, und wundern Sie sich mit mir, daß unter allen blinden Dichtern vom erhabenen Vater Homer bis auf den witzigen Pfeffel, noch keiner die Luft besungen hat. — Leben Sie wohl.

Lezter Brief.

Freund Theodor, Sie erhalten hier mit diesem Briefe eine Ausarbeitung, welche dem lezten Punkte Ihrer an mich gethanen Fragen hoffentlich wenigstens zum Theil entsprechen wird. —

Das bürgerliche Leben des Blinden überhaupt, und die Lehren für sein Betra-

gen, Schalten und Walten, welche mir die Erfahrung nach und nach an die Hand gegeben hat, sind Gegenstände von zu weiter Ausdehnung, als daß sie sich in einen Brief zusammen fassen ließen, und was Anfangs nur ein Brief werden sollte, ist unvermerkt eine kleine Abhandlung geworden.

Sie werden nicht verlangen, daß ich nach kritisch-philosophischen Grundsätzen hätte zu Werke gehen sollen, denn ich bin mit der ältern und neuern Philosophie so unbekannt wie mit der Wappenkunde. Ich bitte Sie daher meine Erfahrungssätze in ihrer Kleinheit, und manchmal in ihrer Trivialität, so hinzunehmen, wie sie ein Mensch zu geben vermag, der nie Gelegenheit fand, über die Gegenstände des menschlichen Wissens schulgerecht belehrt zu werden. — Bedenken Sie beim Lesen meines Aufsatzes, daß die angegebenen Lehren nicht für Sehende geschrieben, sind und daß eine Anweisung, welche für den Sehenden

sehr entbehrlich scheint, für den Blinden nicht selten von ziemlicher Bedeutung ist.

Die Nachsicht, welche des Blinden natürliche Beschränktheit von jedem Billiggesinnten, in Rüksicht seines Wirkens und Vollbringens heischt, wird auch Ihr Urtheil über diesen lezten Theil meiner Arbeit leiten, und Sie werden dem in enge Grenzen eingeschränkten Freunde manchen Fehler gutwillig übersehen, in welchen der Gelehrte vom Metier, der Philosoph, der einen solchen Gegenstand abgehandelt hätte, schwerlich verfallen sein würde.

Immer

der Ihrige

F. A. Sachse.

Ueber den Umgang des Blinden mit andern Menschen.

Das erste Bedürfniß des Blinden, der sich selbst und andern erträglich zu werden wünscht, ist Ruhe des Gemüths, und die daraus entstehenden Tugenden: Gelassenheit, Herzlichkeit, und Bescheidenheit. Der Besiz dieser Vorzüge sichert ihm die Zuneigung des größten Theiles der menschlichen Gesellschaft; und in ihnen findet er bei allen Vorfällen des Lebens eine zuverläßige Stütze.

Das zweite Bedürfniß, welches mit dem ersten in unzertrennlicher Verbindung steht, ist die Kunst zu entbehren, und mit Wenigem zufrieden zu sein. Ohne

sie ist Ruhe des Gemüths weder für den sehenden Menschen, noch viel weniger aber für den Blinden möglich; denn das ganze Leben des lezteren besteht aus einer unendlichen Reihe mangelhafter Freuden und vollständiger Leiden.

Das erste, was der Blinde zu fliehen hat, sind die Laster des Neides und der damit verwandten Begehrlichkeit, des Zornes und der damit verschwisterten Rachsucht. Beide stören seine Ruhe unwiderruflich; beide machen ihn für die menschliche Gesellschaft absolut unangenehm.

Um die genannten Tugenden zu erlangen, und die Laster, welche aus einer zu hohen Meinung von unseren gerechten Ansprüchen auf Achtung und Glük entstehen, vermeiden zu lernen, ist das sicherste Mittel eine genaue Kenntniß unserer selbst, das heißt, der Neigungen, Leidenschaften und Schwächen unseres eigenen Herzens, im Vergleich mit den Tugenden und Lastern

anderer Menschen; und eine strenge Würdigung unserer Fassungskraft und unseres Wissens im Vergleich mit dem Scharfsinn und den Wissenschaften anderer uns überlegener Menschen.

Je genauer der Mensch seine eigenen Mängel kennen lernt, um so gemäßigter werden die Ansprüche, welche er auf das Betragen Anderer gegen sich macht; und da diese Ansprüche um so leichter und öfter befriedigt werden, je gemäßigter sie sind, so ist die natürliche Folge; daß mit der erweiterten Kenntniß unserer selbst, die Zufriedenheit und Ruhe unserer Seele immer größer werden müsse.

Dankbarkeit und Verschwiegenheit sind ferner zwei Eigenschaften, ohne welche der Blinde nur wenig Freunde und Beschützer lange behalten wird. — Des Blinden kann meistens jeder, auch der Aermste, entbehren; da der Blinde im Gegentheil den Beistand aller übrigen Men-

schen nöthig hat. — Darum sei er dankbar gegen jeden, der ihm gefällig ist, mit Worten und Handlungen, so viel es seine Kräfte erlauben, und so weit es den Gesetzen der gesellschaftlichen Uebereinkunft zufolge schiklich ist.

Er sei verschwiegen wie das Grab; denn Niemand wird Zutrauen zu ihm haben, wenn er sich nur einmal hat über dem Plaudern ertappen lassen. Seine Antwort sey jedesmal: „Ich weis von diesem oder jenem Geheimniß nichts. Ich habe nicht darauf Achtung gegeben." Auch wenn er noch so genau davon unterrichtet wäre. Es müßte denn die Rede von einem Bubenstük sein, welches ihm Niemand als der Bösewicht, den es betrifft, zumuthen wird zu verschweigen.

Nichts ist unangenehmer für den Blinden, als wenn in seiner Gegenwart heimlich gesprochen wird; aber auch nichts ange-

nehmer, als wenn es heißt: „Redet immerhin laut, bei ihm ist jedes Geheimniß gut aufgehoben.“ — Heimlichkeiten ziehen das Band der Freundschaft enger zusammen. Der Blinde hat selten Geheimnisse, die ihn selbst angehen, kann also auch Niemanden dergleichen mittheilen; aber es kann sehr nützliche und angenehme Folgen für ihn haben, wenn Andere ihn zum Vertrauten ihrer Angelegenheiten machen, ihr Herz gegen ihn aufschließen, und seinen gut gemeinten Rath in zweifelhaften Fällen erbitten.

Der Blinde sei durchaus wahr, er nehme seine Zuflucht nie zu sogenannten Nothlügen, wenn der Fall eintritt, daß er sich entschuldigen muß; denn Niemand leidet mehr darunter, als eben der Blinde, wenn die Vermuthung gilt, daß er in manchen Fällen Lügen für Wahrheit verkaufe.

Der Unglückliche muß edel sein, und Achtung verdienen, wenn andere gute Men-

schen ihm ihr ungetheiltes Mitleid gönnen, und sich mit Eifer zu seinem Besten vereinigen sollen. — Darum hüte sich der Blinde vor jeder Handlung, die seinen moralischen Werth auch blos dem Scheine nach verringern könnte. — Er sei treu und ehrlich gegen alle Menschen im Reden und Handeln, dienstfertig so weit seine Kräfte reichen, gegen Vornehme und Geringe. Er sei heiter in Gesellschaft, und würze seine Rede mit Scherz; er hüte sich aber sorgsam vor jeder unsittlichen Zweideutigkeit, vor jeder Silbe, die ein Anderer als arglistigen Spott aufnehmen könnte. Er sei bescheiden in seinen Urtheilen; frei von Parteigeist; nachgiebig in seinen Behauptungen, aber fest und männlich wo die Tugend Vertheidigung braucht. Die Guten werden ihm dann näher treten mit Freundschaft und Liebe; die Bösen aber werden sich schämen, und vorübergehen ohne ihm wehe zu thun.

Mit der Sittlichkeit verträgt sich Klugheit im Benehmen sehr gut, denn sogar der ehrwürdige Stifter unserer Religion hieß seine Schüler Klugheit und Redlichkeit vereinigen. — Der Klugheitsregeln, welche dem Blinden nüzlich werden können, sind eine unzählige Menge; ich will also blos eine kleine bunte Auswahl hier zusammen stellen.

Mit dem Verliebten habe Geduld. Laß ihn sprechen, er verlangt deine Antwort nicht. — Dem Frager antworte bescheiden. — Des Projektmachers Pläne wirf nicht von dir. – Höre die Verse an, die dir der Dichter vorlies't. — Hindere den Schulmann nicht von Ballisten und Katapulten zu sprechen, wenn du auch kein Wort von seiner Rede verstehst. — Dem Geheimnißvollen versichere mit ernstem Gesicht Verschwiegenheit. — Den Zornigen suche zu besänftigen sage ihm, seine Leidenschaft sei gerecht, aber suche zugleich des Gegners Schuld unver-

merkt abzulehnen. — Den Eifersüchtigen widerlege mit Scharfsinn; jeder Widerspruch schmeichelt ihm, wenn er sich es gleich nicht merken lassen will. — Dem Neuigkeiten-Jäger erzähle nie das Geringste, das Unschuldigste wird in seinem Munde gefährlich. Laß dir von ihm erzählen, das wird ihm eben so lieb sein. — Dem, der dich fragt, was das Publikum von ihm sage, antworte ja nichts schlimmes, (es müßte der Fragende denn dein Busenfreund sein.) Erzählt er dir selbst, daß er manches üble erfahren, so wundre dich über die seltsame Neuigkeit, wenn du es gleich schon früher wußtest. —

Mit dem Fröhlichen sei vergnügt. — Den Klagenden bedaure. — Den Leidenden tröste. — Gegen den Heuchler sei ernsthaft. — Gegen den Religiösen herzlich. — Laß jedem in Religionssachen seine Meinung, — Achte alles, was andern heilig ist. — Sprich über Gegenstände der Religion nie

mit Leuten, welche du nicht ganz genau kennst, von denen du nicht überzeugt bist, daß sie deiner Meinung keine falsche Deutung geben. — Widerlege den Abergläubischen mit Schonung, aber spotte seiner nicht, denn aller Spott erbittert, ohne je zu überzeugen. — Hat jemand Nebenbuhler, so lobe sie in seiner Gegenwart nicht. — Hat er Feinde, so rühme dich in seiner Gegenwart keiner vertrauten Bekanntschaft mit ihnen. — Dem Verläumder kehre den Rücken. — Den Schmeichler weiße mit Ernst zurük. — Höflichkeit erwiedere mit Höflichkeit. — Gegen den Stolzen sei bescheiden. — Zuvorkommend gegen den Bescheidenen. — Gegen den Demüthigen liebreich. — Sei einfach gegen den Künstlichen. — Laß dich belehren von dem Verständigen. — Verschließ dein Wissen nicht gegen den Gelehrigen.

Der Blinde suche nie das Gespräch allein zu führen, er warte jedesmal ab,

daß man ihn zum sprechen auffordere; denn jede Zudringlichkeit der Art pflegt man mit Kaltsinn zu erwiedern, und ihm muß daran gelegen sein, daß er überall mit Wärme aufgenommen werde.

Ein Hauptbedürfniß für den Blinden, der oft mit fremden Personen in Gesellschaft kömmt, ist die Kunst, aus dem Ton der Sprache, und der Biegsamkeit des Organs, das Alter und den Grad der Kultur des unbekannten Sprechers ohngefehr zu errathen, um sein Betragen darnach einrichten zu können. Denn anders benimmt sich, wer seinen Vortheil kennt, gegen einen Mann von der Modewelt; anders gegen einen Pedanten, der in seinen Sitten um dreißig Jahre hinter jenem zurük steht; anders gegen den Biedermann von Kenntnissen, und wieder anders gegen den roheren Landmann oder Jäger. — Die nemlichen Unterschiede finden noch auffallender beim Umgange mit dem weiblichen Geschlechte

statt, denn die nemliche Antwort, welche das feingebildete Frauenzimmer als scharfsinnig bewundern würde, kann der andächtigen Matrone aus der großen Welt lästerlich scheinen, während sie der vortrefflichen Hausmutter von geringerer wissenschaftlichen Bildung vollkommen unverständlich bleibt.

Viele Menschen unterhalten sich am besten, wenn man nur die Kunst versteht sie sprechen zu lassen, und ihnen mit Theilnahme (wenigstens dem Scheine nach) zuzuhören. — Oft kann sich der Blinde bei solchen Leuten eine reichliche Ausbeute von Kenntnissen holen, wenn er mit Geschicklichkeit einen Gegenstand auf die Bahn zu bringen weiß, der ihm noch neu ist, von welchem aber jene Allein-Sprecher, ihrem Beruf oder ihrer Liebhaberei zu folge, hinlänglich unterrichtet sind.

Wird der Blinde zum Sprechen aufgefordert, so sei er so viel als immer möglich

ungezwungen und freimüthig in allem was er sagt; einfach und wahr in seinen Erzählungen; gutmüthig, wenn er von Andern, bescheiden, wenn er von sich selbst zu sprechen gezwungen ist. Hat er Kenntnisse, so mag er sie ohne Anmaßlichkeit entwikkeln; wird ihm widersprochen, so warte er des Gegners Gründe ab; lasse sich belehren, wenn sie triftig, lehne sie mit Sanftmuth ab, wenn sie nicht zwekmäßig sind.

Vor allem aber hüte sich ein Jeder, in Gesellschaft laut oder heimlich über seine Blindheit zu klagen. Denn Niemand mag gern an schrekliche Dinge erinnert sein, die ihm schon an sich zunächst vor Augen liegen. — Der Klagende wird bald zum Gegenstande des Widerwillens und leidet am meisten, weil ihn die gewöhnlichen Menschen unter dem leichtesten Vorwande unwiderruflich verlassen.

Je zahlreicher die Gesellschaft ist, in welcher sich der Blinde befindet, um so

schlechter pflegt er sich in ihr zu unterhalten, da sich meistens nur diejenigen Personen mit ihm abgeben, welche unter dem übrigen Haufen ihre Gesellschaft nicht finden, oder gewisser Fehler wegen von den übrigen vernachläßigt werden.

Da der Blinde gewöhnlich seinem Unglük zum troz heiter zu scheinen sucht, so wird er für alle jene, die sich von irgend einem wahren oder eingebildeten Leiden gedrükt fühlen, zum Gegenstande der Bewunderung. — Die Lezteren möchten gern auch so heiter sein, wie der Blinde, denn sie sehen, daß es ihm wohl ansteht, bei aller Last des Schiksals frohen Muth zu haben. Sie drängen sich daher an ihn, um sich den Vortheil abzusehn, durch welchen es ihm gelingt, Meister seiner Gemüthsstimmung zu sein. — Da hilft nun freilich nichts als Geduld, wenn jezt ein Hypochondrist, jezt ein Verliebter, jezt ein geplagter Ehemann

und jezt ein gichtbrüchicher Burgunder-schlauch den armen Blinden mit heimlichem Neide und weinerlicher Stimme um guten Rath inquirirt. Abweisen darf er den überlästigen Frager durchaus nicht, sonst macht er sich in ihm unfehlbar einen Feind; ein paar verbrauchte Gemeinsprüche aber, sind ein eben so erlaubtes als zuverlässiges Arcanum, wenn es darauf ankömmt, sich dergleichen Plagegeister mit guter Art vom Halse zu schaffen. — Wäre der Fragende hingegen der Aufmerksamkeit des Blinden würdig, so bin ich auch fest überzeugt, daß jeder vernünftige und religiöse Trost aus dem Munde eines Menschen, den eine jahre-lange Erfahrung mit einer unendlichen Reihe von Leiden vertraut machte, gewiß weit wirksamer und wohlthätiger sei, als der sal-bungsvollste Sermon eines wohlbeleibten geistlichen Herrn, welcher den allgemeinen Maßstab für Kummer und Sorgen in den sieben Bußpsalmen zu finden meint; der

weitläufig über die Tugend spricht, und eben jezt an Ueberfüllung leidet.

Noch schlimmer geht es dem Blinden, wenn sich ein alter Gek, eine ältliche von der übrigen Gesellschaft vernachläßigte Dame, ein junger Windbeutel, mit dem sich niemand abgeben will, und andere dieses Gelichters zu ihm hinsetzen. Wenn ihm der erste ein langes und breites von den Kourtagen am Hofe des hochseligen Herzogs von X, von seinen Abenteuern mit allerlei Hofdamen, und von den Liebschaften seiner Jagdhunde vorplaudert; — wenn ihn die andere mit der Erzählung von neun verschiedenen Wochenbetten, den Eigenschaften ihres verstorbenen Eheliebsten, und den Betrügereien des Gesindes zu unterhalten sucht; — wenn der dritte endlich seine Kenntniß der Chronique scandaleuse gegen ihn auskramt, ihm fluchend von der meschanten Art erzählt, mit der ihm Mamsell A und Z den Tanz abgeschlagen haben, und ihn

zum Vertrauten der platten Späße macht, die er sich vorgenommen hat zum großen Aergerniß der beiden Damen auszuführen. — Da jedoch diese Klasse von Menschen allein zu sprechen pflegt, ohne den andern zum Worte kommen zu lassen, so wäre es überflüßig, wenn der Blinde mehr thun wollte, als sie von ihm verlangen. — Er kann überzeugt sein, daß sie am Ende recht zufrieden von ihm weggehen werden, wenn er auch weiter nichts für sie gethan hat, als ihnen stokstill gegen über sitzen. — Er kann mit dem dreustesten Muthe, über das erste beste, was ihm einfällt, ungestört nachdenken, während jene immer fort sprechen; denn sollte er auch in die Verlegenheit gerathen, irgend etwas beantworten zu müssen, so kann er sich die Frage kek wiederholen lassen; — sie werden es gröstentheils mit der ausnehmendsten Bereitwilligkeit thun, und über ihre eigne Aufmerksamkeit seine Zerstreuung schwerlich bemerken.

Alter,

Alter, sittliche Bildung und bürgerliche Verhältnisse sind die drei wichtigsten Eigenschaften, welche der Blinde gleich anfangs an jedem Menschen zu beobachten hat, um den einzelnen Fall zu erkennen, auf welchen sich diese oder jene allgemeine Regel seiner Kunst des Umgangs mit Vortheil anwenden läßt.

Das Betragen der Kinder richtet sich nach den Gesinnungen der Eltern, und ihr Kaltsinn oder ihre warme Anhänglichkeit sind fast allemal ein sichrer Maßstab für den Blinden, ob er im Hause gern gesehen sei, oder nicht. — Der Umgang mit Kindern ist nicht so leicht, als er auf den ersten Anblik scheinen dürfte; denn mit dem bloßen liebkosen und loben ist es bei weitem nicht abgethan.

Der Blinde sei gegen alle Kinder liebreich und stimme seine Reden zu ihrer Fas-

sungskraft herab. Er halte sie so viel als möglich von Ungezogenheiten ab; lobe sie, wenn sie still um ihn her sitzen; erzähle ihnen kleine lehrreiche Geschichten; ermahne sie zum Gehorsam gegen ihre Eltern; unterrichte sie über Gegenstände der Moral, des vernünftigen Denkens, der Geschichte, Naturlehre u. s. w. so werden sie ihm freudig entgegen hüpfen, sobald er ins Zimmer tritt, und die Eltern werden ihn um des Nutzens willen, den ihre Kinder von seiner Gegenwart ziehen, und um der Liebe willen, mit der sie an ihm hängen, noch einmal so gern als sonst kommen sehen.

Sind die Kinder schon etwas größer, so ist viel schwerer mit ihnen auszukommen, zumal wenn sie ein wenig wild und ungezogen sind; am allerschwersten aber, wenn eines oder das andere (vielleicht gerade das ungezogenste) vom Vater oder Mutter den übrigen Geschwistern vorgezo-

gen wird. Denn wenn der Blinde es diesem recht machen wollte, so müßte er sich nicht allein allen seinen Plumpheiten preiß geben, sondern die übrigen würden ihm über dieses gram werden, da eine Beleidigung des Schooßkindes hingegen von dem Vater oder der Mutter nicht selten höchst übel aufgenommen wird. — Ich habe mich von solchen Kindern allemal ohne Unterschied zurükgezogen, und bin so wenigstens nicht in Verdrießlichkeiten verwickelt worden.

Sind die Kinder hingegen gesittet, so macht dem Blinden gewiß ein stundenlanges Gespräch mit ihnen nicht wenig Freude, weil er in allen ihren Reden und Handlungen, die unverkünstelte, schöne, reine Menschheit wieder erkennt, von der man im bürgerlichen Leben unter erwachsenen Menschen sich schämt, auch nur die Spuren blicken zu lassen. — Das Unglük des

Blinden, seine Hülflosigkeit und seine sanfte Freundlichkeit interessiren die jugendlich zarten Gemüther, sie thun mit Eifer für ihn was ihre beschränkten Kräfte vermögen, zumal wenn er jedesmal die passendste Unterhaltung für sie zu finden weiß.

Der kleine sowohl als der größere Knabe hört am liebsten von den Sitten und Gebräuchen fremder Völker, von Reisen zu Wasser und zu Lande, von Gegenständen der Naturgeschichte und Technologie, Abenteuern, Räubern, Taschenspielern u. s. w. erzählen, wozu bei reiferem Alter noch allerlei Regeln beim Reiten und Fahren, Laufen und Schwimmen, Klettern und Springen gehören.

Kleine Mädchen hören Feenmährchen und kleine Fabeln am liebsten; größere Gespenster-Geschichten, bei denen sie sich ein bischen fürchten, und traurige Román-

chen, bei denen sie recht herzlich weinen können. — Geht der Vorrath von Erzählungen aus, so hören sie auch gewiß recht andächtig zu, wenn man die Gebräuche auf Redouten und Bällen, Feierlichkeiten, prächtige Schauspiele, schöne Gegenden, lustige Abenteuer oder sonst dergleichen schildert; und sie sind es gewiß auch zufrieden, wenn man irgend ein Spiel des Witzes mit ihnen spielt.

Der Blinde thut am besten, wenn er gegen alle junge unverheirathete Frauenzimmer, an deren näherer Bekanntschaft ihm gelegen ist, zur gehörigen Zeit und wiederholend erklärt; daß er nie Anspruch auf Liebe machen, nie heirathen werde; daß er blos Freundschaft suche; daß er sich blos um des zärteren Empfindungs-Vermögens willen zum weiblichen Geschlechte hingezogen fühle. — — Nur unter der

einzigen Bedingung, daß er nicht die mindeste Sinnlichkeit blicken läßt, kann er auf Zutrauen von Seiten eines Frauenzimmers rechnen; welches Zutrauen aber dagegen auch, bei einem klugen Benehmen von seiner Seite, bis ins unglaubliche gehen kann. — Denn der Blinde ist dem weiblichen Herzen schon deshalb verwandter als andre männliche Wesen, weil er, troz seiner im Leiden erworbenen Festigkeit und Kaltblütigkeit, doch allemal sanfter und theilnehmender als der größte Theil der übrigen Männer ist; von denen die stärkeren meistens entweder zu rauh oder zu zerstreut sind, um den zärteren Biegungen weiblicher Empfindung folgen zu können; da die schwächern, weibischen, unentschlossenen, Männer hingegen allen Frauenzimmern ohne Ausnahme ein Greuel sind.

Da die meisten Ehen auf Interesse, nicht auf Zusammenklang der Seelen ge-

gründet sind, so ist die äußerste Behutsamkeit im Umgange mit Eheleuten zu beobachten. Der Blinde darf sich durchaus nicht auf das alte Sprichwort verlassen. „Mann und Weib sind ein Leib". Denn er hat es blos mit den Seelen zu thun, und von diesen ist selbst im Sprichwort die Rede nicht. — Er richte deshalb sein Betragen nach der verschiedenen Denkungsweise jedes einzelnen Gatten ein, ohne eine andere Rücksicht auf ihre unzertrennliche Verbindung zu nehmen, als die, daß beide einen gleichen Grad von Achtung fordern, und daß die Nachgiebigkeit gegen den Einen, die Delikatesse des Andern nicht beleidigen dürfe. — Vor allen Dingen darf der Blinde nie Theil an irgend einer ehelichen Zwistigkeit nehmen; denn über den andern Tag versöhnen sich oft beide höchst erzürnte Theile, und der Partheigänger, Achselträger, Verräther (er sei blind oder sehend) findet sich unvermuthet von Freund und Feind, wenn

nicht verachtet und verfolgt, doch mindestens kalt behandelt.

Klagt der Mann hinter dem Rücken seiner Frau, oder die Frau hinter dem Rükken des Mannes; so vertheidige der Blinde allemal den abwesenden Theil nach Möglichkeit. Beide danken ihm seinen unverdächtigen guten Willen, wenn nach der erfolgten Versöhnung auch das heimliche Gespräch mit ihm an den Tag kömmt; wie denn das gegenseitige Zutrauen zwischen Eheleuten selten größer als nach einem beigelegten kleinen Zwiste zu sein pflegt.

Gegen alle Dienstboten sei der Blinde äußerst freundlich, er frage sie gelegentlich, ob es ihnen wohlgehe, und ob sie gesund seien. Er hüte sich aber bei aller wohlwollenden Begegnung zu vertraut mit ihnen zu werden, und spreche vorzüglich niemals mit ihnen über die Gebrechen ihrer Herr-

schaft, oder ihres Mitgesindes. Denn nichts kann leichter Ursache zu den schreklichsten Feindseligkeiten geben, als gerade solche Gesinde-Klätschereien, die fast jedesmal ans Tageslicht kommen.

Für jede erwiesene Gefälligkeit, für jeden geleisteten Dienst von Seiten eines Domestiken, bezeige sich der Blinde so thätig dankbar als sich von Seiten des ersteren mit Billigkeit erwarten läßt und von seiner Seite ohne ausdrüklichen Nachtheil möglich ist. — Kann er nur wenig Trinkgeld geben, so gebe er das wenige heimlich, und danke darneben mit verbindlichen Worten; das thut so viel, als wenn er vor den Augen Anderer das doppelte gäbe. —

Schelten die Herrschaften auf das Gesinde, so thut der Blinde am besten, wenn er des lezteren ihm bekannte bessere Eigenschaften zur Entschuldigung anführt, denn

er kann ja nie wissen, ob nicht gerade der getadelte Jemand seine Worte behorcht, und ihm deshalb feind werden könnte; — ob er nicht durch eine höchst unschuldige Wiedersagerei, sich den Namen eines Achselträgers und Spions zuziehen könne.

Von den Personen, welche den Blinden im Innern seiner Wohnung bedienen, oder die überhaupt unmittelbar um seine Person beschäftigt sind, ist es nothwendig, daß er die strengste Ordnung fordere, denn wie soll er in seiner Stube etwas finden, wenn nicht jedes Bedürfniß an seinem angewiesenen Orte liegt? —

Außer den in Rücksicht der Domestiken schon angegebenen allgemeinen Regeln findet hier noch besonders die Regel statt, daß der Blinde kein Versehen, keinen Fehler dieser Leute jemals mit Hitze, sondern allezeit mit kaltem Blute rügen

müſſe. — Daß er ſich ferner nicht ohne Noth als mißtrauiſch bekannt mache. — Daß er die ihm zu leiſtenden Dienſte ſo viel als möglich vereinfache, und nicht alle Augenblicke nach der Magd oder dem Bedienten rufe. Und endlich daß er mit dem Tage, unwiderruflich die verabredete Bezahlung für alle geleiſtete Hülfe entrichte, weil man ihm ſonſt gewiß weit mehr an ſeiner Bequemlichkeit abbricht, als die ganze Summe des verzögerten Lohnes beträgt.

Mit Handwerksleuten und anderen Arbeitern kann der Blinde ſelten in unmittelbaren Verhältniſſen ſtehen, da das äußere Anſehen der gelieferten Arbeit immer erſt der Prüfung eines Sehenden unterworfen werden muß; indem es ſonſt leicht geſchehen könnte, daß der Blinde durch eine nachläſſige Wäſcherin in die Verlegenheit käme, mit einem ganz erdfahlen aber fein geplätteten Hemde, zweierlei Strümpfen, und

einem Schnupftuch voller Dintenflecke in Gesellschaft zu gehen; daß er einen neuen Rok mit fünferlei verschiedenen Knöpfen und einer unzähligen Menge grauer Reih-Fäden anzöge. — Nur eins hat er hier zu bemerken, daß er nemlich nie mit der Bezahlung allzu sehr knickere, weil ihm sonst an der Güte und Brauchbarkeit der Arbeit jedesmal so viel abgezogen wird, als er an dem vollen Betrag der Bezahlung fehlen zu lassen pflegt.

Ich breche hier die einzelnen theoretischen Anweisungen ab, und gehe zu einigen praktischen Lektionen über, weil mich eine weitläufigere Ausdehnung der Theorien allzu weit führen und am Ende ihren ganzen Endzwek durch Ungenießbarkeit und Trokkenheit verfehlen könnte.

Da sich der Blinde um so mehr dem Stande der natürlichen Willkühr wieder nä-

hert, in welchem sich die sehenden Menschen befinden, je mehr er bei den meisten Dingen, welche ihn selbst allein angehen, fremder Hülfe entbehren lernt; so muß ihm alles daran gelegen sein, die gewöhnlichen im bürgerlichen Leben vorkommenden Verrichtungen, wenn nicht mit der Leichtigkeit eines sehenden Menschen, doch zur Befriedigung seines Bedürfnisses mit hinlänglicher Fertigkeit vornehmen zu können.

Er muß sich gewöhnen, gerade zu stehen und zu gehen, sich selbst an- und auszukleiden, sein Haar in Ordnung zu bringen, mit Anstand zu essen und zu trinken, ein leeres Glas voll zu schenken, ohne darneben zu gießen, sein Fleisch auf dem Teller zu zerschneiden, Feuer anzuschlagen um die Pfeife anzuzünden, auch wohl sein Bett zu machen, seine Schuhe zu putzen u. s. w. Da es für die meisten Blindgewordenen mit sehr vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, ehe

sie ohne fremde Hülfe nur quer über die Stube gehen lernen, und es doch gleichwohl von großem Nutzen ist, wenn der Blinde nicht immer an den Wänden hin zu tappen braucht, um von einem Ende der Stube oder des Gartens zum andern zu kommen; so will ich hier das Mittel bekannt machen, deßen ich mich bedient habe, um zu dieser nüzlichen Fertigkeit zu gelangen. — Ich ließ mir nemlich auf einer langen Gallerie zwei starke Schnuren, jede ohngefehr eine Elle weit von der andern, und etwas mehr als zwei Ellen hoch über dem Fußboden, horizontal ausspannen, und übte mich nun, anfangs mit beiden Händen mich anhaltend, dann nur auf eine gestüzt und endlich ohne fortdauernde Berührung der Schnuren zwischen ihnen so lange hin und her zu gehen, bis ich den Weg gehn und mehrmal machen konnte, ohne weder durch Abweichen von der geraden Linie an eine von beiden Schnuren zu stoßen, noch aber Schwindels

halber mich hin und wieder an eine oder die andere anhalten zu müssen.

Kann der Blinde so allein im Hause herum gehen, so fällt es ihm auch nicht schwer, auf der Straße neben einem Führer, und wäre es ein Kind von 6 bis 7 Jahren, sicher zu sein — Damit der Führer nicht ängstlich werde, pflege ich ihn jedesmal zu erinnern, daß er nur dreist vorwärts gehen und mir blos Gräben und große Steine zum voraus anzeigen solle, indem ich alsdann schon folgen würde. — Ich bleibe hierauf um einen halben Schritt hinter ihm zurük, und fühle so, ohne gewarnt zu sein, ob sich der Weg senkt oder erhebt, ob der Führer seitwärts ausbeugt, stehen bleibt, und dergleichen mehr.

Beim Gehen auf der Straße hebe der Blinde nicht aus Vorsicht die Füße allzu hoch, wie verschiedene thun; denn erstens

ermüdet es den Körper ohne Noth, zweitens verursacht dieses Steigen dem Führer eine sehr unangenehme Empfindung, wie mich verschiedene versichert haben, welche diesen Uebelstand bei mir nicht fanden; drittens endlich macht es die Vorübergehenden aufmerksam, und reizt den Pöbel unvermeidlich zum lachen.

Am besten thut der Blinde, wenn er an der linken Seite des Führers geht. Denn ungerechnet, daß es dem lezteren allemal lieber sein muß, wenn er die rechte Hand frei behält; so kann sich der Blinde ebenfalls mit der rechten viel besser fest halten, wenn er durch einen Fehltritt in Gefahr gerathen sollte, zu fallen; und endlich beobachtet er noch auf diese Weise mit leichter Mühe einen Theil der conventionellen Höflichkeit, wenn Frauenzimmer oder Personen von Range seine Begleiter sind. Der Blinde darf bei dieser Gelegenheit die Größe oder Kleinheit des Führers nie aus der Acht

lassen,

lassen, denn um dem lezteren in die Länge nicht beschwerlich zu fallen, muß er dem Kleineren seinen Arm zum Anhalten darbieten, während er sich mit Bescheidenheit an den Arm des Größeren hängt.

Auf schmalen Wegen geht der Blinde auf seinen Stok gestüzt hinter dem Führer her, und hält sich entweder an den Saum seines Kleides, oder an ein Tuch, von welchem der Führer einen Zipfel fest hält; am besten aber an einen Stok, welchen der Führer mit der linken, der Blinde hingegen mit der rechten Hand anzufassen hat. — Geht es über einen Steg, so braucht der Blinde nur mit seinem Stocke fest am Rande desselben hin zu fahren, und er wird gewiß nicht leicht einen Fehltritt thun, wenn er nur die eben vorgeschlagene Uebung im Geradeausgehen zwischen den ausgespannten Schnuren lange genug getrieben hat.

Auf Treppen, wo der Blinde keinen Wegweiser als das Geländer braucht, geht er wo möglich mit Behutsamkeit voraus, zumal wenn Frauenzimmer zugleich mit ihm herunter oder hinauf steigen müssen, indem den lezteren gewiß nichts unangenehmeres widerfahren kann, als wenn ihnen bei jedem Schritt auf das Kleid getreten wird, was der Blinde seinerseits unmöglich vermeiden kann, wenn er hinter ihnen her zu gehen genöthigt ist. — Niemand wird es ihm verargen, wenn er ohne Begleiter nur sehr langsam eine Treppe auf- und niedergeht, denn nur so kann er es vermeiden, über allerlei Hausgeräthe und dergleichen zu fallen, welches Kinder und Gesinde nicht selten auf den Treppen liegen lassen.

Sollte der Führer vergessen, daß er einen Blinden am Arme hat, und sollte der Blinde sich um der Unachtsamkeit des

Führers willen stoßen und beschädigen, wie mir das oft schon widerfahren ist, so glaube ich, daß es gut sei, wo möglich kein großes Aufheben davon zu machen, sondern lieber einen kleinen Schmerz zu verbeißen, als dem Führer, (er müßte denn von dem Blinden abhängig sein,) durch laut geäußerten Verdruß ein ausnehmend peinliches Gefühl zu verursachen. — Ganz anders ist es, wenn der Blinde sich durch einen bezahlten Bothen, eine Magd, einen Hausknecht, Bedienten u. s. w. führen lassen muß. In einem solchen Falle ist die genaueste eigene Aufmerksamkeit, und die oft wiederholte Erinnerung wegen des In Acht nehmens nie überflüssig. Denn ich weis, daß dergleichen Leute, zu meinem großen Verdruß, laut gerufen haben: „Weg da! — Vorgesehen! — Ich führe einen Blinden!" und mich dem ungeachtet im nächsten Augenblicke haben an den Ek-

stein anrennen lassen, der freilich nicht ausweichen konnte.

Der Blinde tritt ohne Verbeugung in jedes Zimmer, und bükt sich erst, sobald ihn der Herr vom Hause oder sonst jemand anredet. Denn es könnte sonst leicht kommen, daß er sich gegen den Ofen, einen leeren Stuhl, den Schooßhund, oder sonst etwas verbeugte, und dadurch bei allen Anwesenden ein lautes Gelächter erregte. — Hut, Stok und Mantel des Blinden müssen mit seinem deutlich geschriebenen Namen bezeichnet sein, damit man ihm beim Weggehen nicht alle vorhandenen Hüte, Stöcke und Mäntel hinzureichen brauche, um ihn sein Eigenthum heraus suchen zu lassen.

Bemerkt der Blinde eine ihm unbekannte Stimme unter einer Gesellschaft von

Bekannten, so fragt er bescheiden nach Namen und Stand der fremden Person; *) damit er nicht aus Unwissenheit in Verlegenheit gerathe, und gegen die conventionelle Höflichkeit sündige.

Beim Gespräch wende der Blinde sein Gesicht gerade gegen die sprechende Person und sind seine Augen nicht so entstellt, daß ihr Anblik Ekel erregt, und daß er sie deshalb verbunden tragen muß, so richte er seine Augen jedesmal nach der Seite des Gegenstandes seiner augenbliklichen Aufmerksamkeit. Denn durch dieses natürliche

---

*) Freilich wäre es für uns gut, wenn Sehende — Freunde sowohl als Fremde — uns die Aufmerksamkeit bewiesen, daß sie bei Begrüssung uns zugleich ihre Namen und bürgerlichen Charakter nennten; denn in geräuschvoller Gesellschaft ist es für uns schwer, sogleich die Stimme des Freundes oder Bekannten zu errathen.

Bewegen wird dem sehenden Freunde das unangenehme Gefühl erspart, welches der immer neuerregte Gedanke an unsere Blindheit, beim immerwährenden starren vor sich hin blicken, in ihm erregt.

Eine ganz eigne Aufmerksamkeit muß der Blinde darauf wenden, daß nicht eine jede heimliche Gemüthsbewegung auf seiner Stirne lesbar sei; zumal da dieses bei den meisten Blinden der Fall weit häufiger als bei sehenden Personen zu sein pflegt, wenn ich anders den Erfahrungen verschiedener unpartheiischen Beobachter Glauben beimessen darf. — — Gewiß muß es oft sehr schädlich für ihn werden, wenn man ihm vorzüglich Unmuth und Empfindlichkeit bei der geringsten Veranlassung anmerken kann. — Ich habe mich, um dieses zu verhüten, seit langer Zeit der Vorsicht bedient, bei der leichtesten unangenehmen Gemüths-

bewegung, deren ich mir wie jeder andere Mensch um ein paar Augenblicke früher bewußt war, als sie sich in meinen Zügen äußern konnte, die Hand unter irgend einem schiklichen Vorwande vor das Gesicht zu bringen und dieses so lange dadurch auf eine unverdächtige Art verborgen zu halten, bis ich mit Gewißheit auf das wieder hergestellte Gleichgewicht in meinen Gesichtszügen rechnen konnte.

Sezt sich jemand neben den Blinden, um sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen, während noch mehrere Menschen im Zimmer beschäftigt sind, so thut der Blinde jedesmal am besten, wenn er des Nebenmannes Kleid leise und unbemerkt anzufassen sucht, damit er nicht gegen den leeren Stuhl gewendet sprechen möge, wenn jener sich vielleicht schon wieder am anderen Ende des Zimmers befindet.

Bei Tische muß der Blinde freilich abwarten, daß ihm vorgelegt werde, allein es ist nicht nöthig, daß man ihm alles wie einem Kinde zu Bissen entzweischneide; im Gegentheil kann er es mit leichter Mühe so weit bringen, daß ihm fast Niemand über dem Essen den Mangel des Gesichts auf den ersten Blik anmerkt; ob er gleich Fleisch und andere feste Speisen durchaus mit den Fingerspitzen der linken Hand festhalten muß, um davon sowohl etwas herunterschneiden, als an die Gabel stechen zu können.

Was das Einschenken in ein Glas oder in eine Tasse betrifft, so läßt sich theils an der Kälte oder Wärme des mit der linken Hand fest gehaltenen Gefäßes, theils vermittelst des Gehörs recht gut erkennen, ob es bald voll sei, oder ob man noch mehr zugießen müsse; — und auch hier kann der Blinde

sehr füglich aller fremden Beihülfe überhoben sein.

Da der Blinde nicht selten gezwungen ist, eine Reise zu unternehmen, und da das Reisen an sich, und die Abwechselung der ihn ungebenden Gegenstände auch für ihn so viel Angenehmes haben, daß er auch wohl hin und wieder sich bewogen fühlt zu seinem Vergnügen ein Stük in die Welt hinein zu reisen, so wird es wohl nicht unzwekmäßig sein, wenn ich hier einige nüzliche Regeln über dieses Kapitel des Menschenlebens anführe.

Der Blinde, welcher in Gesellschaft eines Freundes, oder noch besser, der von einem Bedienten begleitet, auf Reisen geht, ist nur wenigen Gefahren ausgesezt, und eine Reihe von Vorsichtigkeitsregeln für ihn würde sehr überflüßig sein, da sie hingegen für den ärmern

Blinden, der seinen Weg ohne Begleiter zurüklegen muß, von der größten Bedeutung ist, weil ein solcher niemals behutsam genug dabei zu Werke gehen kann.

Schon ehe der Blinde abreiset, ist es gut, wenn er ein genaues Verzeichniß aller seiner Effekten machen läßt, wovon eine Abschrift zu Hause liegen bleibt, während er die andere neben seinem Paß, seinen Rekommandations- und Kredit-Briefen in einer niemals aus den Händen zu gebenden Brieftasche bei sich behält.

Alles, was der Blinde mit sich zu nehmen denkt, muß er selbst einpacken; damit er nicht fremde Leute in seinem Koffer wühlen zu lassen, oder selbst eine ewige Zeit nach der unbedeutendsten Kleinigkeit zu suchen habe.

An allen Kleidungsstücken des Blinden muß ein fühlbares Kennzeichen befindlich sein, damit er nicht fremder Leute Eigenthum, ohne es zu wissen mit, den seinigen verwechsele.

Der Koffer oder das Felleisen muß mit dem Namen des Besitzers bezeichnet, und auch außerdem noch beim Anfühlen kenntlich sein, damit der Blinde sich beim Umpacken des Postwagens (wenn er mit der ordinären Post reiset) selbst überzeugen könne, ob alles wieder ordentlich aufgepakt sei oder nicht. — Denn kein Mensch vergütet ihm das Geringste, wenn etwas von dem Seinigen verloren geht, während er selbst als Passagier auf dem Wagen saß. —

Der Blinde muß sich allemal im voraus erkundigen, wo und wie viel er an Fuhrlohn, Postgeld, Trinkgeld u. s. w.

überall zu bezahlen habe. — Er muß, wenn er mit der offnen Post, Diligence, Landkutsche u. dergl. quer durchs Land reiset, genau wissen, wenn auf den Wegscheidungen die Seitenposten ankommen und abgehen, damit er nicht ohne Rettung mehrere Tage lang in einem ganz fremden, oft elenden Gasthofe liegen zu bleiben genöthigt sei.

In großen Städten, wo der Abgang mehrerer Posten auf die nemliche Stunde zusammentrifft, frage der Blinde ja jedesmal, ehe er auf den Wagen steigt, ob man ihm auch den rechten angewiesen habe; — denn es könnte sonst leicht kommen, wie es mir leider begegnet ist, daß er unvermerkt meilenweit auf einem ganz falschen Wege von dem Orte seiner Bestimmung weggeschleppt würde.

Nicht immer kann sich der Blinde darauf verlassen, daß sich die übrige Reise-

gesellschaft seiner annehmen werde. — Thut sie es, so mag er es mit Dank erkennen; rechnen darf er aber durchaus nur auf die Dienste des Postillions, Schaffners, Schirrmeisters, Konduktörs und wie dergleichen Leute sonst sich nennen lassen; weil er im Nothfall von diesen durch ein gutes Trinkgeld allen möglichen Beistand erkaufen kann. Beim Auf- und Absteigen halte sich der Blinde nie lange in der Nähe der Pferde oder der Wagenräder auf; — denn wenn ihm auch sonst kein Unglük begegnet, so kann er doch unverhofft von oben bis unten mit Koth bespritzt werden.

Den Hut bindet der Blinde allemal fest, sobald er sich in einem offenen Wagen auf der Reise befindet; auch hält er überdieses sein Gesicht dann niemals gerade, sondern ziemlich gebükt, wenn der Weg durch Wälder oder Alleen geht; weil ihm

sonst leicht die herüberhängenden Zweige ins Gesicht schlagen könnten.

Wenn der Blinde nicht bemittelt ist, so darf er auch nur selten in Rüksicht der Reisezehrung Parthie mit den übrigen Reisenden machen; denn er kann leicht an Leute kommen, welche in dieser Hinsicht weder Maaß noch Ziel kennen.

Wird irgendwo angehalten, so bleibt der Blinde wo möglich nicht auf dem Wagen sitzen, am aller wenigsten allein. Denn kein Mensch würde ihn vor Unglük hüten können, wenn die Pferde von ohngefehr durchgingen.

Fühlt der Blinde, daß der Wagen umgeworfen wird, so ist das beste, sich mit Gewalt an der Seite festzuhalten, welche sich gegen die Erde neigt, weil dieses den Stoß um ein beträchtliches mildert.

Muß der Blinde den Wagen wieder aufrichten helfen, so lasse er sich nur nicht in der Mitte anstellen, weil er dort unfehlbar gequetscht wird, sobald seine Kräfte entweder nicht hinreichen, oder die übrigen Personen unvermuthet los lassen.

Beim Wiederaufpacken des Heruntergefallenen ist es besser, wenn der Blinde auf dem Wagen steht, und sich die Sachen zureichen läßt, als wenn er das untenliegende hinauf reicht; denn nichts sichert ihn davor, daß der Obenstehende nicht irgend etwas aus Versehen wieder herunter und ihm auf den Kopf fallen lasse.

Geht der Weg steil bergunter, so traue der Blinde niemals dem Postillion, der ihn jederzeit ermuntern wird sitzen zu bleiben, auch wenn der Weg noch so gefährlich wäre. In jedem solchen Falle halte ich es für das

sicherste, daß der Blinde absteigt, und sich entweder, im Fall kein Führer vorhanden ist, hinten an den Wagen anhält, und so den Berg zu Fuße hinunter geht; oder, wenn dieses um des Kothes willen nicht möglich wäre, daß er sich auf das Handpferd des Postillions sezt und dann, so gut sichs thun läßt, hinunter reitet.

Beim Einkehren in ein Wirthshaus, muß sich der Blinde entweder überall hinführen lassen, oder nach dem Schalle auf gut Glük probiren, ob er den rechten Weg an manchen Ort findet.

Ist er genöthigt über Nacht an einem fremden Orte zu bleiben, so darf er ja nicht vergessen, denjenigen, der ihn in das Schlafgemach führt, ausdrüklich zu erinnern, daß er das Licht wieder mit sich wegnehme. Denn wenig Leute denken im ersten

sten Augenblicke daran, daß es dem Blinden nicht den geringsten Nutzen schaffen und doch den allergrößten Schaden anrichten kann, wenn es von ohngefehr brennend bliebe.

Was die Bezahlung anlangt, so rathe ich dem Blinden sie jedesmal in Gegenwart des Postillions oder eines andern, nicht ins Haus gehörigen Mannes, vorzunehmen, indem er sonst, wie ich selbst einstmals, von irgend einem niederträchtigen Menschen auf die schändlichste Weise geprellt werden kann.

Oft wenn wir selbst nicht reisen können, müssen wir doch unsere Gedanken reisen lassen; das heißt, wir müssen mit unseren entfernteren Bekannten und Freunden Briefe wechseln. — So lange nun die Korrespondenz nur alltägliche Dinge betrift, hat sie freilich für den Blinden nur wenig Schwie-

rigkeit; denn mit einem Schreiber *), der zugleich Vorleser sein kann, ist alles abgethan. Aber sobald der Inhalt des Briefwechsels selbst in gewisser Hinsicht diesem Schreiber ein Geheimniß bleiben soll, dann vermehren sich die Hindernisse beträchtlich. — Ich habe mich oft in diesem Falle befunden und bediene mich deshalb verschiedener Mittel, um den Verdrieslichkeiten auszuweichen, welche daraus entstehen könnten.

---

*) Armer Sachse! Du nennst hier den Besitz eines Schreibers, der zugleich Vorleser sein kann, so schlechthin ein kleines Hinderniß; — und doch erinnere ich mich, daß du mir einst mit Thränen sagtest: du würdest die Hälfte jeder Woche mit Freuden bei Wasser und Brot verleben, wenn du dir nur damit den Genuß eines Vorlesers und Schreibers, der immer zu deinen Diensten wäre, erkaufen könntest.

Anmerk. d. Herausgebers.

In den Briefen, welche an mich eingehen, und in denen, welche ich selbst diktire, kommen erstens fast niemals ausgeschriebene Namen vor, sondern ich habe mich mit allen meinen Korrespondenten über gewisse Nummern verständigt, durch welche allemal die nemlichen bekannten Personen von beiden Seiten bezeichnet werden.

Die zweite Vorsichtsregel ist die, daß unter allen an mich eingehenden Briefen, fast keiner, der von Freundeshand kömmt, mehr als einen Vornamen, oder auch blos einen Anfangs-Buchstaben zur Unterschrift hat.

Die dritte ist, daß ich die Addresse des Briefes in wichtigen Fällen nie von dem nemlichen machen lasse, der ihn niedergeschrieben hat, sondern von einem dritten, so daß der Briefschreiber nicht erfährt,

an wen der Inhalt des Briefes gerichtet sei; während der Addressen-Schreiber noch weniger etwas von dem vermuthen kann, was der von mir eigenhändig versiegelte Brief Interessantes enthält. — Um die von mir selbst versiegelten und noch nicht überschriebenen Briefe nicht zu verwechseln, pflege ich sie so lange bis die Addresse darauf gesezt ist in verschiedenen Taschen, Fächern oder Schubladen zu verwahren, und überdieses noch immer einen größer als den andern zusammen zu legen, damit ein Irrthum um so weniger möglich sei.

Die an mich eingehenden Briefe pflege ich selten zu verwechseln, da immer jeder in Rüksicht der Form, des Papiers und des Siegels von dem andern verschieden ist. — Sobald ich Gelegenheit gefunden habe, mir sie verlesen zu lassen, und dann meine Antwort zu diktiren, verwahre

ich sie in meinem Schränkchen, das nach alphabetischer Ordnung in Fächer abgetheilt ist. — Wo mir es dann leicht wird auch nach ziemlich langer Zeit, die zu der Korrespondenz mit einem einzelnen Freunde gehörigen wieder hervor zu finden. —

Dem Blinden, der ohne Verwandte allein lebt, rathe ich, seine Kasse an irgend einen bewährten, wohlhabenden Freund zu geben, und von diesem sich nur jedesmal soviel baares Geld herausgeben zu lassen, als zur Bestreitung seiner unmittelbaren Bedürfnisse nothwendig ist; damit jener über die Einnahme und Ausgabe des lezteren Buch und Rechnung führen, und dieser seinerseits beständig wissen könne, wie hoch sich sein kleiner oder größerer Reichthum belaufe. — — —

Da es meine Absicht keinesweges sein konnte, eine vollständige Anleitung zur Kunst des Umgangs mit Menschen im allgemeinen zu geben, indem wir über diesen Gegenstand schon Kniggens und Chesterfields vortrefliche Werke haben, so breche ich hier meine Arbeit ab, nachdem ich einen großen Theil desjenigen deutlich gesagt zu haben glaube, was dem Blinden vorzugsweise zu wissen nöthig sein dürfte, und wovon manches wenigstens, so viel ich mich erinnere, in keinem von beiden angeführten Werken zu finden ist.

Ich würde der Regeln noch mehrere gegeben haben, wenn ich nicht fürchten müßte, durch das Uebermaaß der Nebensachen dem Eindruk der Hauptsache zu schaden. Und so unterdrücke ich denn alles, was über die moralische Bildung und Erhaltung des Blinden zu sagen wäre, da

diese mit der Seelen-Diätetik des sehenden Rechtschaffenen in der genauesten Verwandschaft steht.

Es wird manchem vielleicht auffallen, daß ich immer nur von dem Verhalten des männlichen Blinden gesprochen habe, ohne jemals Rüksicht darauf zu nehmen, daß es eben so viel weibliche Blinde gebe. — Allein ich berufe mich, was diesen Mangel betrifft, darauf, daß schon der Menschenkenner Knigge, mit dem ich doch wohl kaum wagen darf mich zu vergleichen, es seiner eignen oft gedrukten Aussage nach zu schwer für seine Kräfte fand, dem schönen Geschlechte ausschließlich passende Regeln über sein Betragen im Umgange mit Menschen zu geben. — Meine unglüklichen Schwestern werden also hoffentlich nicht zürnen, wenn ich sie bitte, selbst aus der Menge meiner allgemein anwend-

baren Regeln das Brauchbare für sich zu wählen und das weniger Anwendbare mit Ueberlegung ihrer eigenen individuellen Lage anzupassen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sachse, Franz Adolf,

Leben des blinden Franz Adolf Sachse

Bd.: 2

Gera [u.a.] (1801)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 9730
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236764-7